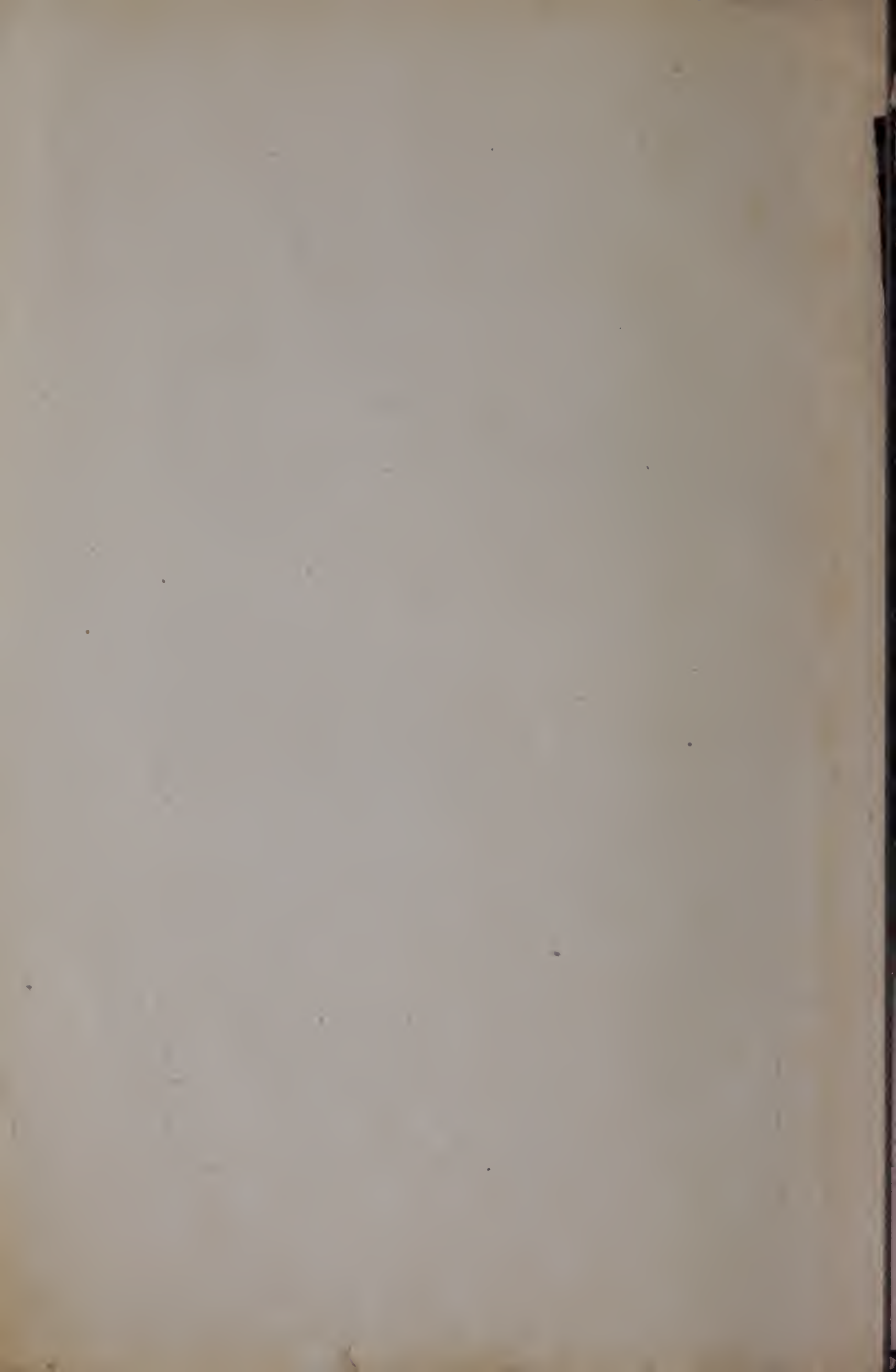
Hildebrandt und Schirmer.

Von

Günther von Freiberg.

Berlin.
A. Duncker's Buch-Verlag.
(Gebrüder Paetel.)
1871.



Hildebrandt und Schirmer.

Von

Günther von Freiberg.



Berlin.

A. Duncker's Buch-Verlag.
(Gebrüder Paetel.)
1871.



Hildebrandt und Schirmer.

Das Vergang'ne kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Vorwort.

Kein Todtenkranz aus starren Immortellen, einzelne Erinnerungsblumen nur, hier und dort gepflückt, Hälmchen und Fäserchen, sorglich zusammengetragen; — ebenso wenig regelrechte Biographien und kritische Beurtheilungen; nur persönliche Eindrücke zeichnete ich auf, die beiden größten Landschafter des preußischen Vaterlandes in ihren Beziehungen zu Freunden und Bekannten schildernd.

Möchte das Wenige, was ich biete, freundlich aufgenommen werden!

Florenz, im Frühling 1870.

G. v. F.



I.

Es war im April des Jahres 1857. Noch pfiff der Wind schneidend kalt durch die Straßen Berlins; die verkümmerten Blattknospen auf den kahlen Bäumen erfroren, statt sich mildem Frühlingshauche zu erschließen. Desto freundlicher lachten Maienglocken, Tulpen und Monatsrosen auf dem Geburtstagstisch im kerzenhellen Saale, wo eine mir befreundete Familie zur Feier des Tages — oder vielmehr des Abends — eine große Anzahl Gäste empfing. Mit wenigen Ausnahmen waren mir sämmtliche Anwesende bekannt, so Viele ihrer auf und nieder wogten in den erleuchteten Zimmern.

Um so mehr frappirte mich ein blonder, junger Mann als Neuling im Kreise; er plauderte ungewöhnlich munter und lebhaft mit zwei jungen Damen.

„Das ist einmal ein Gesellschafter, wie es deren Wenige giebt,“ sagte ich mir unwillkürlich, und die

hübschen Mädchen schienen durchaus dasselbe zu denken, denn die Unterhaltung wurde immer lebhafter, das Lächeln bald zum Lachen.

Noch sehe ich die Gruppe im rothen Boudoir deutlich „mit meines Geistes Aug'": auf dem Ecksopha die beiden Freundinnen, — in lichtblauer Seide die Blonde, im goldgelben Kleide die Brünette, — angestrahlt von den Kerzen tragenden Kandelabern. Vor ihnen auf einem Sammet-Fauteuil der elegant gekleidete Herr, dessen krauser Lockenkopf mir sofort aufgefallen.

Fürwahr, ein allerliebstes Genrebild! Für Beckers Pinsel etwa! — Oder würde man heutigen Tages, nachdem dreizehn Jahre verflossen, an den zarten Mädchen die mächtigen Lockenchignons und Toupets vermissen? an ihren Toiletten die „gebrannten, gepufften, getollten" Garnirungen? — Damals war Alles einfach, keine famille Benoiton, keine Weltstadt.

Ich war bald der Vierte im Bunde, herangerufen von der schönen Blondine. Wer schildert meine Ueberraschung, als bei der Vorstellung der Name „Professor Hildebrandt" mein Ohr elektrisirt! Nun erkannte ich sogleich das Original jenes bekannten Feckert'schen Portraits (Lithographie nach einer Zeichnung in schwarzer Kreide). Unbegreiflicherweise war ich dem Farbenzaubrer persönlich

nie begegnet. Dem Bilde glich er immer noch Zug für Zug, nur charakterisirte seine Züge eine weit größere Freundlichkeit und Güte.

„Sie sind der Hildebrandt?!“ rief ich zwischen Freude und einiger Bestürzung.

„O, Sie halten mich doch nicht für den Pfefferkuchen-Hildebrandt?“ neckte er in seiner unnachahmlich komischen Weise.

„Ei, dann sähe ich ja nur den berühmten Hildebrandt vor mir, während jetzt eben der Genie-Hildebrandt zu mir spricht.“

„Das hört sich allerliebst an, aber es paßt nicht auf mich,“ lachte er, und schnell von sich selber auf das erste, beste Thema übergehend, setzte er hinzu: „Hoffentlich giebt es heut Abend ein Tänzchen! Tanzen Sie nicht auch gern?“

„Leidenschaftlich!“

„Bravo! Das klang unblasirt, gar nicht großstädtisch!“

Und so entstand wohl unsere Freundschaft, die sich Jahre lang bewähren sollte, durch das augenblickliche, gegenseitige Erkennen unserer Unbefangenheit und Empfänglichkeit für harmlose Freuden.

Sofort vergaß ich den großen Meister, den Liebling

Humboldt's vor dem kindlich frohen Menschen, der zum guten Kameraden geboren schien; solch Einer war er in der That für Jeden, welchem er einmal seine Sympathie zugewendet, wie er ein musterhafter Sohn und liebevoller Bruder war.

Ihn kurzweg als „schönen Mann“ zu bezeichnen, ist meiner Ansicht nach unrichtig; denn darunter denken sich Viele einen Tambour-Major, mehr durch Figur imponirend, als durch Gesichtsausdruck und Wesen einnehmend; letzteres gerade verlieh Eduard Hildebrandt den anmuthigen Reiz. Jedenfalls war er hübsch und schmuck zu nennen.

Ein geistreicher Beobachter, welcher übrigens kritisch und schwer zu befriedigen, sagte einst: „Hildebrandt ist eine Erfrischung; selbst wenn man ihn von seinem eminenten Talente trennen könnte, wäre er es noch immer.“ Ja, das kindlich Unbefangene, idyllisch Heitere, was ihm zu eigen, verlieh bis zuletzt seinen Zügen das Jugendliche, so zu sagen, angenehm Knabenhafte, was durchaus wohlthun, was hinreißen mußte. Unvergeßlich blieb Allen, welche ihn kannten, der wohlwollende, schelmische und wieder ernste Blick des blauen Auges; das neckisch liebliche Lächeln der gutmüthigen Kirschenlippen; unvergeßlich der sanfte, angenehme Ton seiner etwas gedämpften Stimme. Er war

ganz ohne Galle, eine glücklich organisirte Natur. Und dabei welche Energie! Hätte er weniger heldenmüthig mit dem Schicksal Brust an Brust gerungen, er wäre nimmer der unsterbliche „Maler des Kosmos“ geworden.

Der Humor durchstrahlte förmlich seine ganze Persönlichkeit, wenn er seine durchtriebenen Späßchen in die Unterhaltung einflocht. Das Trivialste, Ungereimteste sogar wußte er allerliebst vorzubringen. Er ging eben nicht auf Stelzen. Von jedem Anflug von Dünkel war er so himmelweit entfernt, daß engherzige Personen ihm sogar jenes dem Künstler nothwendige Selbstbewußtsein absprachen, oder gar seine Bescheidenheit als „Ziererei“ ansahen. Weit gefehlt! Er kannte seinen Werth; heiligste Begeisterung für seinen künstlerischen Beruf trug er im Herzen; für ihn lebte, für ihn starb er; aber er fühlte auch deutlich bei seinem gesunden Menschenverstande, in wie fern sein Können begrenzt war; daher war er nicht blind über sich selber; daher genügte ihm keine Schöpfung seines leuchtenden Pinsels. Er war so vollständig das Gegentheil eines Pedanten, welcher Glorie und Lorbeerkranz in jede Gesellschaft mitnimmt, gleich dem Märchenkönig, der Krone und Scepter sogar im Bette nicht ablegt, daß er dort, wo geselliger Frohsinn waltete, gern ein Schellenkäppchen aufsetzte und damit klingelte nach Herzenslust.

So ausgelassen und vergnügt war er auch an jenem Abend bei den Pfänderspielen, welche dem Tanze vorausgingen. Mir fiel Voltaire's Ausspruch ein: „Im Unsinn liegt oft der höchste Reiz." Gewiß! ein solches Scherzen und Necken ist der Wein des Lebens: duftiger Schaum, welchem der feurige, herzstärkende Inhalt nicht fehlt!

Diese harmlosen Spiele, wie unsere Väter und hauptsächlich Großväter sie spielten, erschienen mir zum ersten Male nicht albern, sondern wirklich reizend gemüthlich; ist man des Morgens in ernste Thätigkeit vertieft, um so besser neckt sich's und lacht sich's am Abend zur Erholung. Beim sogenannten „Engel- und Teufelspielen" ist's eine Bedingung, sich untereinander „Du" und beim Taufnamen anzureden. Hildebrandt annoncirte sich als „Eduard am Kupfergraben". „Unter dem Namen bin ich bei der Straßenjugend meiner Nachbarschaft populär."

Oft mag er seine milde Hand den Kleinen aufgethan haben; war doch die Wohlthätigkeit ein Hauptzug seines Charakters, war er doch selbst ein armes Kind aus dem Volke gewesen, darbend, unverstanden! Er konnte nicht das schöne Wort Charlottens von Kalb auf sich beziehen: „Wer die Kindheit ungekränkt durchlebte, hat den milden Thau am Morgen genossen."

Walzertöne lockten bald aus dem rothen Zimmer in den Saal; Strauß' hinreißender „Nachtfalter" schwirrte unter den Händen des tactfesten, alten Liebig hervor.

Beim Tanzen bekundete Hildebrandt nun vollends, daß er ebenso voller Lebenslust, wie voller Schaffensdrang. Sicherer und gewandter als er, leitete Niemand seine Dame; in dem rhythmisch begrenzten Sich=gehen=lassen fühlte er sich frei und wohl, wie der Vogel in der Luft. Aeltere Herren vom Militär, selber einst unübertreffliche Tänzer und „Vortänzer", schauten mit Vergnügen zu, wie der reich decorirte Hofmaler so flott über den spiegelglatten Boden flog, umflattert von den Bändern und Tüll=Wolken seiner Partnerin. „Welche neidenswerthe Lunge," sagte ihm einst förmlich neidisch ein ausgetrockneter Theologe, „solch eine Polka links um könnte einem Panduren die Schwindsucht zuziehen!" „Ach, was ist solch ein Tänzchen, welches gleich wieder unterbrochen wird," meinte der Unermüdliche, „in Ungarn und Serbien giebt es Tänze — den Czardas und Kolo z. B. — welche sieben Stunden hintereinander dauern: eine verwickelte Tour folgt der andern; natürlich tanzt man solch 'nen Reigen mit ein und derselben Dame. Sehen Sie, das lohnt sich ... man bekommt wohl mitunter den Blutsturz danach, aber wer holte sich nicht gerne den Tod auf den Flügeln des Tanzes!"

Damals war unser gefeierter Meister vierzig Jahre alt; man hätte ihn kaum für dreißigjährig gehalten. Die unglaublichen Strapazen, welchen er sich auf seinen Reisen ausgesetzt, waren scheinbar spurlos an ihm vorüber gegangen. Wer hätte ihm nicht eine lange Zukunft, ein kräftiges, heiteres Alter prophezeiht? —

Freundlichst lud er die Meinigen und mich zu einem baldigen Besuche in sein Atelier. Indessen brach der Frühling mit plötzlicher Wärme herein; zeitiger als sonst verließen wir Städter, vor Allen der rastlos Schweifende, das heimische Nest, und so kam es, daß wir uns erst im folgenden Winter wieder begegneten. Nun aber wurde nicht gesäumt, das Haus Nr. 6ª am Kupfergraben schleunigst aufzusuchen.

II.

War man auf der bequemen, breiten Treppe in den zweiten Stock hinaufgestiegen und hatte geschellt, so trat Eduard Hildebrandt sofort selber heraus, in der Linken Pinsel und Palette, die Rechte dem Kommenden herzlich entgegenstreckend.

Es war nicht anders möglich, als daß alle die zahlreich herbeiströmenden Besucher ihn bei der Arbeit störten, aber Jeden empfing er mit Auszeichnung, mit jener natürlichen Grazie, welche uns bei den Südländern so wohlthuend berührt; vor der Staffelei athmete sein Wesen dieselbe anspruchslose Heiterkeit, strahlte dieselbe Wärme aus, wie auf den Festen, die zur Winterszeit seine Abende in Anspruch nahmen. Er trug beim Malen einen kurzen Hausrock aus weichem, englischen Plaid-Stoff, dunkelblau und schwarzgrün carrirt, das lockige Haar, den Schnurr- und Backenbart und Henry IV. sorgfältigst geordnet. —

Oft hab' ich vernehmen müssen, wann von Hildebrandt die Rede war, daß kleinliche Tadler ihm sogar seine große Sauberkeit vorwarfen. Nicht einmal seine Vorliebe für frische Wäsche konnte unbesprochen bleiben in Ermangelung von Fehlern, welche bei ihm nicht aufzufinden waren. Seinem angeborenen guten Geschmacke entsprach die wohlgeordnete, echt künstlerisch ausgestattete Wohnung. „Nicht jeder Maler hält's so rein," sagte einer seiner Freunde parodistisch. Wirklich sah man kein Stäubchen in den vier nebeneinander liegenden, stets geöffneten Zimmern, deren Fußböden durchweg Smyrnateppiche deckten. Eine eigentliche Maler-Werkstatt hatte er nicht; ohne allen obligaten Atelier-Hocuspocus zauberte er seine glühenden Farbenpoeme im zweiten Zimmer, wo eine Anzahl landschaftlicher Skizzen seines Bruders Fritz die Wände einnahm. Unter den Oelgemälden des Wohnzimmers (dieses betrat man zuerst) befanden sich geschätzte Niederländer in geschnitzten Barockrahmen; ein badendes Mädchen von Robert Fleury und ein besonders reizendes Frauenprofil, ein zarthingehauchtes, von einem englischen Maler aus der Schule des Portraitisten Reynolds. Den Kaffee trank er auf einem Schaukelstuhle unter dem Baume der Levante, einer poetischen Fächerpalme. Diese stand im dritten, umfangreichsten Zimmer, wo die soeben vollendeten Gemälde

aufgestellt wurden. Das Kaffee- oder Lesetischchen lag regelmäßig voller Visitenkarten, Einladungsbillete und der Vossischen Zeitung. Die beiden Humboldt-Portraits mit Autographen des alten Weltweisen waren gewiß nicht das Geringste, welches dieser Salon länglicher Form enthielt. Curiositäten aller Art — gesammelt auf Hildebrandts Reisen — standen hinter den Glaswänden eines eleganten Schreins, köstliche Thierfelle lagen vor der Chaise-longue und dem Ofen ausgebreitet. Nirgends machte sich frivoler Luxus und Ostentation geltend; nichts Blankes, Grelles fiel dem Blick auf.

An den Pfosten der ausgehobenen Thürflügel erblickte man kleine Roccoco-Spiegel und Daguerrotypen nach den beiden einzigen Männerportraits, welche Hildebrandt, meines Wissens, jemals fertigte, nach demjenigen Alexander von Humboldts und des Prinzen Friedrich von Preußen.

Jenes erste Mal, wo ich dieses Alles sah, arbeitete unser Meister an einem kleinen, halbvollendeten Bilde: eine trinkende Kuh auf öder Haide.

„Verlieren Sie nicht die Zeit,“ sagte Hildebrandt, „diese unwichtige Stiergattin zu betrachten! Ich male sie nur als Gegensatz zu meinen rosenrothen Kühen auf dem Bilde „unter den Weiden“, gelegentlich dessen mir die Kritiker vorwarfen, ich idealisire das schwerwandelnde

Hornvieh, wie der Maler Riedel seine römischen Landmädchen, welche immer bengalisches Feuer auszustrahlen schienen . . . Außerdem tadelte man unaufhörlich an besagten Wiederkäuern die allzu langen Beine . . . umsonst entgegnete ich den Leutchen: „„Der liebe Gott hat sie auch ein bischen kurz gemacht““ . . . Hier ist etwas Fertiges!“ Er deutete auf eine große deutsche Winterlandschaft, deren Schönheit geradezu unbeschreiblich.

„Man sieht, Herr Professor, daß Sie gut vaterländisch sind! Nicht allein den Tropen-Gegenden, auch unsern „gestrengen Herren“ wissen Sie den höchsten Reiz abzugewinnen und Meisterwerke daraus zu machen.“

„Die deutsche Heimath geht mir über Alles,“ bekannte der Künstler mit großer Wärme, „trotzdem es mich rund um die Erde getrieben. Ich liebe den Schnee und den gesunden Frost, der das Blut stählt, den ganzen Menschen kräftigt. Glauben Sie,“ fuhr er herzlicher fort, „die südliche Gemüthlichkeit und vielgepriesene Leichtlebigkeit ist nur Tradition, während im kalten Norden warme Herzen und liebenswürdige Gastfreundschaft das Fehlende reichlich ersetzen. Gott weiß, daß ich niemals zu meinem Vergnügen reiste! Wohl denen, die es können!“

„Litten Sie auf Ihren weiten Reisen an Heimweh?“

„Schon in Paris überfällt mich diese Krankheit, wogegen kein Kraut gewachsen ist —“

„Und doch wandeln Sie, der Ritter der Ehrenlegion, in Paris auf Lorbeeren!“

„Außerhalb Preußens gefällt es mir höchstens in England; das germanische Element heimelt mich an. Dennoch werde ich ohne meine Freunde des Lebens nirgends froh. — Darf ich bitten, mir in das Nebenzimmer zu folgen?“

Dort, im Palmenzimmer, erblickten wir eins seiner imposanten Nordcap-Gemälde. Man glaubte den Sturmwind durch den Gischt der aufspritzenden Wellen rasen zu hören, das Gekreisch der schwärmenden Seevögel zu vernehmen. Welche kühne, energische Vortragsweise! Selbst der schwungvolle Salvator Rosa muß hinter solch einer virtuosen Technik zurückbleiben!

„Wie war es Ihnen nur möglich,“ fragten wir Hildebrandt, „bei solcher Kälte im Freien zu skizziren?“

In seiner anspruchslosen Weise antwortete er: „Nicht nur skizziren mußt' ich im Freien, sondern vier Nächte, mit Thierfellen zugedeckt, à la belle étoile zubringen. Und die Lappen rings umher! eine reizende Gesellschaft,“ lachte er hell auf, „nämlich die Thranlappen, die Schmachtlappen, die Zierlappen u. s. w.“

Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit zeigte er

seinen Vorrath Aquarelle, immer scherzend, unermüdlich in Wortspielen, den Damen Fruchtbonbons und Champagner präsentirend.

Diese Mappen, welche Motive aus dem fernsten Süden in leuchtender Glut und Studien der nordischen See ohne allen Farbenaufwand enthielten, offenbarten des Künstlers staunenswerthe Universalität. Nicht allein als Landschafter zeigte sich Hildebrandt in seinen Aquarellstudien, auch als Genre-, Blumen-, Frucht- und Thiermaler.

Auf meine Frage, ob er jemals Guache-Farben als letzte Drucker aufsetze und dadurch die leuchtende Wirkung des Colorits erziele, hielt er die Blätter gegen das Licht, so daß man sah, wie er völlig verschmähte, hier und da mit stärkerer Deckfarbe nachzuhelfen, sondern die kühnsten Effecte, die frischesten Tinten lediglich mit der durchsichtigen Wasserfarbe hervorbrachte.

Der Preis von 36—40 Louisd'ors, welchen er für solch ein Albumblatt erhielt, war nicht zu hoch für diese im eigentlichen Sinne des Wortes unbezahlbaren Landschaften. Hildebrandts erster bedeutender Gewinn für ein ausgeführtes Aquarell war im Jahre 1841 zu Paris ein Fünffrankenstück gewesen.

In Bezug auf diese *scheinbar* leicht producirten

Blätter sagte er etwas ungeduldig: „Da behaupten nun die Leute: „„Das wirft Hildebrandt so hin . . . mit den Wasserfarben malt sich's von selbst . . . in einer Viertelstunde, beim Frühstück, entstehen so nebenher die Aquarelle."" Welch ein Unsinn! Hildebrandt muß sich unendlich viel Mühe dabei geben und sich genau so zusammennehmen, wie bei der Oelmalerei."

Zu meiner Ueberraschung sah ich, daß Hildebrandt, dessen wundervolle Saftigkeit des Colorits unerreicht ist, fast ganz trocken, ohne viel Oel zu malen pflegte. „Ich lege sogar," berichtete er, „die Farben gern auf Thonplatten, damit die Oeltheile so viel als möglich ausscheiden. Sonst kommt leicht eine glasige Härte in die Empaste, wie bei den Niederländern, welche Fayence-Himmel und Rinder aus Bunzlauer Kaffeekannenporzellan austiftelten. Uebrigens, honny soit qui mal y pense . . . vor Potter und Berghem müssen wir den Hut abnehmen."

Einer der Anwesenden fragte ihn, ob es wahr sei, daß er eine ganze Garderobe von rothen, gelben, blauen Arbeitsjacken, alle in den lebhaftesten Farbentönen, besäß und dieselben während der Arbeit benutzte, indem er den rechten Arm auf nahe Distanz an das Bild führte, als Gradmesser für die Farbe.

Hildebrandt antwortete nicht direct, sondern begnügte

sich schelmisch, in seiner gutmüthig ironischen Weise, zu lächeln. „Gewisse Kunstgriffe," versetzte er alsdann, „sind keineswegs zu verwerfen. Verschmähte doch kein Rubens und mancher hochberühmte Maler der Neuzeit, effectvolle Reflexe durch Silber- und Goldpapierwände hervorzubringen und die Modelle davon anstrahlen zu lassen. Ebensowenig ist das langsame Malen zu verspotten." —

„Gewiß. Nicht Jedem ist es gegeben, wie Ihnen, aus einem flammenden Gusse das Bild auf die Leinwand zu zaubern" —

„O, wenn ich das vermöchte!" rief der stets Bescheidene, „im Gegentheil, ich muß, um den Blick frisch zu erhalten, die Staffelei oft verlassen und im Nebenzimmer auf- und abgehen. Sie glauben, mich gestört zu haben. Nein, mir ist eine Unterbrechung sehr nothwendig, — leider habe ich meistens keine andere, als die Cigarre."

„Wir dürfen die Unterbrechung nicht über Gebühr ausdehnen," entgegneten wir und wollten ihm Lebewohl sagen.

Er aber, in seiner unermüdlichen Freundlichkeit, holte erst noch seine Spieldose und ließ sie ertönen, während er uns von Neuem zum Sitzen nöthigte. „Probiren Sie einmal dieses Feldstühlchen," redete er mir zu und deutete

auf einen vergoldeten Miniatursessel, welcher zusammenzulegen und bequem über den Arm zu nehmen war.

„Gewiß ein Geschenk aus schönen Händen?“

„Errathen! von Lady Bloomfield!“ (die Frau des damaligen englischen Gesandten, bei welcher Hildebrandt, als Protegé der Königin Victoria, sehr in Gunsten stand).

Endlich enteilten wir, trotzdem der blonde Meister die Gläser immer von Neuem mit perlendem Champagner füllte. Reich an Erinnerungen schieden wir. Wer einmal den Zauberkreis jenes behaglichen, künstlerisch geweihten Daseins betreten, der begriff nur zu wohl, daß der Vielgereiste immer wiederholte: „In Berlin ist's am Allerbesten, wo man auch gewesen sei.“

III.

Während desselben Winters hatte ich das Glück, Hildebrandts berühmten Collegen, den Professor Wilhelm Schirmer,*) näher kennen zu lernen und in seinem Atelier zu besuchen. Verschiedener an Auffassungsweise, Denkungsart und Persönlichkeit dürften kaum jemals zwei Künstler gewesen sein, — um so anziehender und belehrender war es., Beide in ein und derselben Stadt beobachten, bewundern und vergleichen zu können.

Mein erstes Zusammentreffen mit Schirmer hatte bereits zwei Jahre früher stattgefunden und sei in nachstehenden Zeilen ausführlich geschildert: Wir saßen in heiterster Simmung zusammen auf einem großen Balkon,

---

*) Nicht mit ihm zu verwechseln ist der Landschafter Joh. Wilh. Schirmer, aus Jülich gebürtig, dessen Werke meistentheils an die heroischen Landschaften des 17. Jahrhunderts erinnern.

über welchen ein schattiges Zeltdach ausgespannt war; unter diesem luftigen Sitze breitete ein weites Gartenland seine Resedabeete und Rosenhecken aus; jenseits ragten lichtgrüne Baumwipfel in das freundliche Blau des Himmels empor; einzelne stattlich gebaute Häuser mit flachen Dächern schimmerten durch die Zweige .... in traulicher Runde saßen wir vor einer gedeckten Tafel, auf der Erdbeeren dufteten, Narzissen in schlanken Vasen, goldiger Wein in einer Krystallbowle .... durch die offenstehenden Glasthüren blickte man in das helle Wohnzimmer: Kupferstiche nach Rafael an den Wänden; auf den Tischen geöffnete Mappen mit Zeichnungen und reizend aquarellirten Blumenstücken. „Wie in Italien!“ schwärmten wir junges Volk, denn wir wußten nicht, daß auf der hesperischen Halbinsel kaum so freundliche Wohnungen in großen Städten zu finden sind, — man lebte denn in seiner eigen erbauten Villa als „reicher, reicher Mann.“ Wir waren damals nicht gerecht genug hinsichtlich unseres Berlins, in dessen schönster Straße wir uns befanden, in der Bellevuestraße zwischen Gärten und Kastanienbäumen, und jenes Haus mit dem großartigen Porticus und seiner phantastischen Rückseite, welche parkartige Gehege dominirte, war das bekannte Achard'sche Haus. Vermuthlich ist seitdem die lachende Aussicht über Treibhäuser und grünen

Rasen verbaut worden. Damals standen noch die herrlichen Bäume von Kemperhof, und der Wind trug nicht selten Waldhornklänge nach dem Balkon hinauf: italienische Opernmelodieen aus Lucia, Norma, Ernani . . . wie in Italia!

Von dem Staube der sandigen Mark wehte auch nicht die kleinste Spur in der Luft; vom Straßentrubel und Wagenlärm waren wir glücklich abgeschnitten.

Unser Amphitryon, welcher mit der Gattin wetteiferte, seinen älteren und jüngeren Gästen den Maiwein einzuschenken, war der Professor Hermann Stilke, noch rüstig in seinem Schaffen, der Historien-Malerei, wie in seinem drastischen Witze; ebenso ausgiebig in tollen Citaten aus dem Shakespeare, Calderon und Ariosto, als eingehend in das feurige Streben junger Talente. Sein Scheitel war schon ein wenig gelichtet, — früher, am Rhein und in München war er seiner nußbraunen Locken wegen berühmt — Schnurr- und Knebelbart mit etwas Silber vermischt, aber das Auge war jung, der Blick so frisch als weitsichtig, trotzdem er sich beim Malen der Brille bediente.

Der bejahrteste Stammgast des Balkons war der Geheimerath Schüller, noch im vorgerückten Greisesalter ein eifriges Mitglied des Berliner Dichtervereins, des

Tunnels; Theocrit, Anacreon, Goethe waren seine Ideale; in seinem letzten Opus, „das Pfarrhaus zu Sesenheim“, gab er seiner liebenden Bewunderung für den jungen Wolfgang Ausdruck.

Neben ihm lehnte behaglich an jenem Lenztage der vaterländische Barde Scherenberg. Populärer war selten ein Mann. Wie seine Lieder, so der Mann: schlicht und herzig, voll Kraft und Natürlichkeit. Liebenswürdiger als er konnte Niemand einen Anfänger aufmuntern; begeisterter kein Dichter von andern lebenden Dichtern sprechen.

Gleichfalls poetisch begabt war Stilke's Busenfreund, der ausgezeichnete Kupferstecher, Professor Lüderitz, welchem das Publikum das wundervolle Blatt nach Correggio, Christuskopf auf dem Schweißtuch, verdankt. Zwischen diesem angenehmen, bescheidenen Gesellschafter und einem sehr großen, schlanken, jungen Manne, dem Dichter Hermann Grimm, saß eine Dame in einem bequemen, blaugrauen Seidenkleide und einfachen, kleidenden Häubchen; ihr Gesichtsausdruck vereinte, wie ihr Wesen, anregende Lebhaftigkeit und eine gewisse beschauliche Ruhe; sie persönlich kennen zu lernen, war mir eine Freude gewesen; durch ihre männlich kräftigen Oelgemälde kannte ich längst ihren Namen: Elisabeth Baumann-Jerichau. Weilte sie in Berlin — ihre Aufenthaltsorte sind abwechselnd Rom und

Kopenhagen, wo ihr Gatte bekanntlich Bildhauer ist — so galt ihr erster Besuch der Familie ihres Meisters Stilke. Letzterer bewahrte als Andenken an Elisabeths Lehrjahre eine höchst geniale Farbenskizze unter verschiedenen Bildern der Düsseldorfer Kameraden, welche im Speisezimmer hingen: eine Loreley auf dem Felsen, vom Abendrothe angestrahlt, viel phantastischer und nixenhafter, als Begas' bediademte, reich geschmückte und gewandete Rhein=Sirene. Später verließ die Künstlerin jene ideale Richtung und wendete sich vorzugsweise nordischen Volkstypen zu. Ihre junge „Isländerin" hatte auf der letzten Ausstellung Glück gemacht; sie stand im Begriff, die Gebrüder Grimm auf einem Bilde zu portraitiren, was ihr einige Wochen später, gewisse Härten abgerechnet, trefflich gelang.

Das Gespräch kam auf die bildliche und poetische Darstellung der verzauberten Jungfrau am Rheine; auf Heine's Volkslied; Geibels unvollendeten, sehr schwung=vollen Operntext; auf die neueste Lurley=Romanze vom jüngst aufgetauchten Dichter Robert Urban, welchem Carl von Holtei und viele Andere mit Recht eine bedeutende Zukunft prophezeihten, welcher indessen ganz unbekannt geblieben ist.

„Viel goldnes Geschmeide blitzet in ihrem goldenen Haar . . . sie kämmt es mit goldenem Kamme," citirte

Scheerenberg; „ich," setzte er hinzu, „denke mir die Lurley brünett; nach meinem Gefühl müßte es heißen: „in ihrem dunkelen Haar" — —

Dagegen erhob sich ein Sturm entgegengesetzter Meinungen.

„Ich kann mir nicht helfen: die Tod-bringende Verführerin macht mir nun einmal keinen blonden Eindruck. Etwas anderes ist's mit der Prinzessin Ilse: „„Dein Antlitz will ich dir netzen mit meiner klaren Well'! Du sollst deine Schmerzen vergessen, Du sorgenkranker Gesell"" ... Die natürlich muß goldenes Haar, gold wie Sonnenschein, haben."

Kurz darauf ertönte ein Klingelzug draußen vor dem Korridor; Stilke wurde hinausgerufen, kehrte aber bald in Begleitung seines Jugendfreundes und Nachbars, des Professor Schirmer, zu uns zurück.

Diesen Meister der wunderbar schönen griechischen Wandgemälde unseres neuen Museums hatte ich bis jetzt nur von Weitem gesehen; zuerst war er mir eines Winterabends auf der Straße als „berühmter Landschafter" gezeigt worden und durch sein edles Gesicht, wie durch eine kleidsame Pelzmütze und einen genial umgeschlungenen Shawl aufgefallen. Stets hatte ich mit größter Liebe von ihm sprechen hören! Und wie manche Stunde war

mir traumhaft vorübergegangen im griechischen Saal vor den Ansichten von „Aegina“ und „Phigalia“!

Schirmer gehörte zu den wenigen Auserlesenen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß „die vergessene blaue Blume“ ihnen im Herzen „blüht und duftet.“ Er hatte mehr ein Antlitz, als ein Gesicht, romantisch und plastisch zugleich, mit träumerisch dämmernden, tiefdenkenden Augen. „Er sieht aus wie ein Künstler,“ sagte man immer; recht eigentlich aber paßte Philinens Wort auf ihn, „er sieht aus wie ein Mensch“ — das ist seltener anzuwenden, als man glaubt: den meisten Gesichtern fehlt die Harmonie; da ist immer etwas Verzeichnetes, Schiefes; mitunter werden solche Mängel pikant und fesseln den beobachtenden Blick, aber wie weit entfernen sie die menschliche Physiognomie vom Idealtypus! — Hoch und schlank emporgeschossen, wie eine Edeltanne, überragte er die Meisten, welche neben ihm standen. Anmuthig nachlässig in seinen Bewegungen, ungesucht in der Kleidung, mußte er neben dem eleganteſten Stutzer einnehmend auffallen. Eine gewisse, angenehme Schüchternheit lag in seinem Wesen, bevor er vertraut wurde, wie bei den meisten Menschen, welche mehr ein inneres Seelenleben, als ein äußerliches Salonleben führen.

Nur zögernd nahm er Platz. „Daß ich nur nicht

störe als Eindringling!" sagte er zu wiederholten Malen, das freudige Willkommen, welches ihm entgegentönte, mit einer Bescheidenheit hinnehmend, ihm fast ausweichend, daß ich an Paganini denken mußte, welcher sich immer voller Verwunderung über den jubelnden Beifall verneigte. Schirmer war in seiner Natürlichkeit so durch und durch kein Alltagsmensch, daß er mir vorkam, wie aus einer andern Welt, unsern Erdboden kaum berührend. Wer, wie er, solche Bilder schuf, der war allerdings in höheren Regionen heimisch, von der Prosa der Wirklichkeit weit entfernt; dadurch hatte er sich etwas Schwärmerisches, Aetherisches bewahrt. Der weiche Schmelz, den er seinen Landschaften zu geben wußte, war seiner Persönlichkeit zu eigen; er malte seine Seelenstimmung auf die todte Leinwand, daher nahm sie so viel Leben, so viel individuelles Gepräge an durch seinen Pinsel. 1802 zu Berlin geboren, zählte er damals dreiundfünfzig Sommer; doch schien er weit jünger; vor wenigen Tagen, am 6. Mai, war sein Wiegenfest gewesen. Das schlichte, volle, nußbraune Haar trug er ziemlich lang, so daß die äußersten Spitzen an den Halskragen hinabreichten; sein Bart hatte nichts Unbändiges, wie es bei der Civilkleidung des neunzehnten Jahrhunderts oft der stattlichste Bart haben kann; das zarte, gradlinige Gesicht war eben nur kleidend umrahmt; selbst Schopen=

hauer hätte das Rasirmesser der Civilisation nicht dagegen erhoben.

Ueber der Stilke'schen Wohnung hatte er sein Atelier. Seine drei blühenden Töchter führten ihm, der damals Wittwer, das Hauswesen; mit den lieben Mädchen war er jung geblieben.

Um dem Rücksichtsvollen zu beweisen, daß er keineswegs störe, wurde der Faden des Gesprächs wieder aufgenommen. Die Cigarren dampften von Neuem, „nur um die Gnitzen und Mücken zu vertreiben," wie Stilke sagte; Frau Jerichau blies mit Grazie ein wenig blauen Rauch in die blaue Luft; der älteste Sohn des Hauses — damals ein Söhnchen — las sehr gut und ausdrucksvoll Hermann Grimms schönes Gedicht: „Knospen, die sich jung erschließen" (s. Grimms Novellen), und auf allgemeines Verlangen trug Scheerenberg aus seinen Gedichten unsern Liebling vor, den „Feind" — ein kurzes, nie zu vergessendes Meisterstückchen. Alsdann kam der poetische Nachwuchs an die Reihe: ohne alle Blödigkeit, mit der Naivität sechszehnjähriger Schwärmer wurden Liebes- und Mondscheinliedchen zum Besten gegeben. Unser Wirth declamirte dazwischen köstliche Knittelverse aus selbst verfaßten Puppenspielen; in Düsseldorf hatte er ein Marionettentheater mit großem Geschick handthiert und mit seinen

rheinischen Collegen dramatische Scenen aus dem Stegreif aufgeführt. Oder er beugte sich über das Geländer des Balkons und nickte einem Backfischchen zu, welches unten im Garten umhersprang; er liebte Knospen und halb-erschlossene Blüthen unter dem Frauenflor und neckte sich unermüdlich mit seinen munteren Freundinnen, welche ihn zu phantastischen Genrebildern, zu „Aschenputtel im Walde" u. s. w. anregten. Statt der christlichen Taufnamen gab er den jungen Damen gern pomphafte, klassische Namen, be-sonders wenn es Viele hörten: „Liebe Iphigenia, willst Du nicht heraufkommen und ein Gläschen Maiwein ausnippen? Deine Freundin Kassandra hat gestern den Regenschirm hier stehen lassen" u. s. w.

Immer kam die Rede wieder auf Nixen und Feen, auf Lurley und Ilse. „Schöner als diese Beiden war doch eine Sterbliche," meinte der Meister der Söhne Eduards in der National-Galerie, „nämlich die göttliche Wanda Raczinsky; alle Maler blamirten sich, sobald es galt, sie zu treffen; ich meinestheils auch. Um ihren blonden Engelskopf zu verewigen, so gut es ging, malte ich „die gefangenen Christensclavinnen." Auf den „Pilgern in der Wüste"*) wollte ich dem zum Himmel blickenden

---

*) S. Galerie Raczinsky in Berlin.

Weibe gleichfalls Vanda's Züge geben, übermalte nachher aber Alles, weil es mir nicht genügte."

„Wem genügte jemals ein Bild!" seufzte aus tiefster Brust der liebreich zulauschende Schirmer, „es giebt nichts Entmuthigenderes, als die Kunst."

„Sie spendet auch die höchsten Erfüllungen," entgegnete man ihm.

Aber der Landschaftsmaler wiegte traurig verneinend den Kopf. Den idealen Anforderungen seines künstlerischen Gewissens entsprach in der That niemals sein gelungenstes Werk; er war so wenig als Hildebrandt verliebt in seine eigenen Bilder. Ein mühseliger Kampf ging jedem ihrer Siege voraus. Beide haben sich in diesem Kampfe aufgerieben.

„Schirmer, Du trinkst gar nicht!" mahnte Stilke und winkte einer der anwesenden Damen, dem Berliner Claude Lorrain das Glas frisch zu füllen, „weißt Du noch, wie wir in Rom Orvieto tranken vor Olims Zeiten" —

„Und unsere Zimmer mit Rosen bestreuten," fiel Schirmer ein.

„Als Jünglinge waren wir beide in Rom," erzählte Stilke dem jüngern Auditorium, „schwärmend und schwelgend in der ewig anregenden Atmosphäre der Sieben-

hügelstadt, wo deutsche Künstler von jeher glücklich waren“ —

„Und wo Stilke's leicht entzündliches Herz ohne Zweifel oft in lichterlohen Flammen aufging!“ warf Scheerenberg neckend ein.

„Nun war uns beiden Kameraden eines schönen Tages das Geld ausgegangen; Sendungen waren für's Erste nicht zu erwarten; mit Bestellungen sah es gerade auch nicht sehr glänzend aus; genug, es war nichts mehr da, um eine hinreichende Mahlzeit zu bezahlen. „„Bevor wir ein Bild verkaufen, oder sonstigen Rath schaffen, wollen wir uns entschließen, ein paar Tage zu fasten, d. h. bei Wein und Brod.““ Gesagt, gethan; wir deckten im Atelier ein Tischchen recht sauber, überschütteten es mit Rosenblättern, schenkten die Becher voll und aßen unser Brod mit — Lachen.“

Selige Tage! Heilige Götterstunden der Jugend! Mit welcher Sehnsucht, welchem wehmüthigen Entzücken sprachen Beide davon, nun sie wohlangestellte Professoren, Mitglieder unserer Akademie, Lehrer trefflicher Schüler waren. Auch an jenem Lenznachmittage, wo die Sonne so strahlend auf die stattlichen Rüstungen schien, welche Stilke's Zimmer einen mittelalterlichen Charakter gaben, wo wir Alle sagten: „Wie in Italia,“ da tauchten alte

Erinnerungen in Maëstro Wilhelm und Maëstro Hermann auf. „O Villa Pamphili!“ hieß es, „o caffé greco!“ —

Fünf Jahre später erfuhr ich in eben diesem caffé greco, in der Via Kondotti zu Rom, die Nachricht von Stilke's Tod. Im Spätsommer 1860 war er entschlafen.

IV.

Bald nach meinem ersten Besuche im Atelier am Kupfergraben sollte mir Gelegenheit werden, Hildebrandt und Schirmer an ein und demselben Orte zu begegnen: Mit dem „Maler des Kosmos" hatten wir verabredet, einen Empfangsabend der Gräfin L. gemeinschaftlich zu besuchen. Bevor jedoch Meister Blondbart in den Sälen der liebenswürdigen Gastgeberin erschienen, traf mein Blick auf Schirmer; er stand neben einer Colossalbüste des Phidias'schen Jupiter. Wie wunderlich schrumpften gegen das mächtige Marmorhaupt die meisten Gesichter zusammen! nur das edle Schirmer'sche verlor nichts von seinem schwermüthigen Reiz, trotzdem Furchen und Linien — die Folge angestrengten Denkens und Arbeitens — seiner Stirn und seinen Wangen eingegraben waren.

Unsere gegenseitige Bekanntschaft erneute sich sofort, und da sich dem Gespräch zahllose Berührungspunkte

boten, so schien es, als wären seit dem ersten Begegnen bei Stilke zwei Tage, nicht zwei Jahre, vergangen. Zufällig hatte ich vor wenigen Stunden Schirmers wonniges Bild, die „Fontaine im Park" (Eigenthum des Berliner Kunstvereins) betrachtet und sprach nun ausführlich über diese hochpoetische Schöpfung, für welche der Landschafter selbst eine Vorliebe hatte.

„Es ist ein Motiv aus der herrlichen Villa Pamfili vor den Thoren der ewigen Roma," sagte der Professor.

„Das Gemälde lockt unwiderstehlich nach Italien ... jedes Blatt der lichtgrünen Boskets säuselt uns gleichsam entgegen: „komm, genieße das dolce farniente, trinke den mildgedämpften Sonnenglanz, schlürfe die Schaumperlen des Springbrunnens, berausche dich in südlicher Wonne" ...

„Gestern vor dem Einschlafen," berichtete Schirmer, „versetzte ich mich in Gedanken wieder einmal nach Rom und ging von meiner Wohnung nach der Villa Pamfili, welche sich auf den Trümmern des Palastes der Cleopatra erhebt ... ach, wie schön! wie anregend, und jetzt wie unerreichbar!"

„Wann sahen Sie Ihr geliebtes Italien zuletzt?"

„Im Jahre 1845 auf einer zweiten Reise, welche ich ins gelobte Land unternahm. Zum ersten Male

pilgerte ich Anno 27 über die Alpen und blieb bis 1831 in Rom, wo der Landschafter Anton Koch aus Tyrol gerade blühte; von ihm, in dessen Armen Asmus Karstens den Geist aufgab, empfing ich große Anregung. Außerdem dienten mir Reinhardt und Turner zum Vorbilde, — mein eigentliches Ideal blieb indessen immer Schinkel; sein Streben und Schaffen war mir zur Offenbarung geworden und bestimmte meine Richtung."

Aus dem Gewoge der Gäste tauchte der populäre General von Pfuel auf; indem ich ihn begrüßte, trat Schirmer vor dem Greise mit dem Seher-Blick und dem Silberhaar zurück.

„Wer war es, mit dem Sie soeben sprachen?" erkundigte sich der General.

Als er, vernommen, daß es unser Schirmer, äußerte er seine Freude. „Schon sein Aeußeres empfiehlt ihn als einen außergewöhnlichen Menschen," versetzte er und fügte in seiner lebhaft anerkennenden Weise hinzu: „Es ist ein seltenes Glück für Berlin, gleichzeitig zwei so wunderbare Talente, wie Hildebrandt und Schirmer, zu besitzen!"

Ein gediegener Kunstkenner, welcher am Gespräche Theil nahm, bemerkte treffend: „Ersterer ist der Durton, Letzterer stimmt seine Farben auf Moll. Bei Hildebrandt ist Alles brillant, effectvoll, er beherrscht eine ganze

Flammen-Scala vom rosigen Hauch bis zum intensivsten Purpurbrande (den Beweis davon gab sein „Alpenglühn"), — Schirmer dagegen ist der Meister des Duftes, des hingehauchten, weichen Schmelzes; er versteht es, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe — oder des Mondes — zu weben."

„Gewiß," beherzigte Pfuel; und in seiner beschaulichen, halb feierlichen, halb träumerischen Weise setzte er hinzu: „Der Stempel der hohen Idealität, welchen er auf der Stirn trägt, ist jedem Gemälde Schirmers aufgedrückt."

„So gut es ist, wenn hinter dem Rücken einer Person Lobendes und Anerkennendes gesagt wird, so muß dennoch der Meister des Duftes Alles dieses von Ihnen selber hören," erlaubte ich mir zu bemerken und holte Schirmer herbei. Künstler und Krieger reichten sich die Hand; des alten Pfuel markige Rechte hatte das Schwert in den Freiheitskriegen geführt und dem Vaterlande zum Siege verholfen; Schirmers schlanke Hand mit Stift und Pinsel der Friedenszeit höchste Weihe, schönsten Schmuck verliehen! Der General, auf ein reiches, vielbewegtes Leben zurückblickend, ruhte aus nach seinen Waffenthaten; der Maler, unberührt von der Außenwelt, schöpfte noch so recht aus dem Vollen, immer neue Farbengedichte auf die

Leinwand zaubernd; wie er begonnen, so hat er fortgefahren bis an sein Lebensende: jugendliche Poesie und träumerische Innigkeit charakterisiren jeden seiner Pinselstriche.

Pfuels anerkennende Worte nahm er mit seelenvollem Blicke schweigend hin. Sobald von ihm selber die Rede, war er von der größten Zurückhaltung, lenkte das Gespräch sogar meistens auf einen andern Gegenstand.

„Im Besitz der Dame des Hauses befindet sich ein sehr schönes Hildebrandt'sches Mondbild," machte er uns aufmerksam, und wir begaben uns aus dem Büstensaal in das Wohnzimmer, die „Mondnacht", welche in der That von zauberisch ergreifender Wirkung, zu betrachten.

„Soviel ich mich entsinne," meinte der General, „gehört ein Hildebrandt'scher Mond zu den Seltenheiten . . ."

„Ganz recht," sagte der Kunstfreund, „sein eigentliches Element ist das Tageslicht; hauptsächlich portraitirt er die Sonne."

Es war uns Allen eine Freude, zu sehen, wie Schirmer die Leistung Hildebrandts, der doch sein entschiedener Antipode, mit Liebe betrachtete; vielleicht hat ihm der berühmte Danziger kein Bild so zu Danke gemalt, als eben dieses: im sanften Leuchten des Mondes, in den geheimnißvollen Schattentönen der tiefeinsamen

Gegend lag etwas Elegisches, dem Schirmer'schen Mollton Verwandtes.

Sehr anmuthig sagte eine Dame von dem Bilde, zu welchem sie uns emporblicken sah: „Ein Dreiklang süßesten Wohllautes berührt das Ohr nicht schmeichelnder, als dieses Gemälde den Blick, in welchen es sich weich hineinlegt." —

Unterdessen war Hildebrandt eingetroffen und wurde von uns mit einem einstimmigen „Lupus in fabula" begrüßt.

Mit ihm und Schirmer kehrte ich zu dem Jupiter von Otricoli zurück.

Es ist nicht leicht, zu Dreien Stunden lang Conversation zu machen; aber so oft mein Platz zwischen ihnen Beiden war, riß der Faden der Unterhaltung nimmermehr; die Themen waren unerschöpflich, vielleicht gerade weil die Individualitäten der beiden Künstler so grundverschieden waren. Hildebrandt war ein personificirtes Feuerwerk uud ließ Witzraketen sprühen. Schirmer schaute mit schweigsamem Lächeln drein, bis das Gespräch wieder allgemein ward und eine Pause in den Soli des neckenden Meisters eintrat Schirmers Worte berührten immer Tiefen des menschlichen Gemüthes; er las viel, und Alles Harmonische alter und neuer Poesie fand ein Echo in

seiner feinbesaiteten Seele; nichts Schönes ging ihm verloren; war er doch selber ein Priester des Schönen!

Hildebrandt dagegen war in allen Reisebeschreibungen bewandert, oder was mehr sagen will, er hatte damals schon einen beträchtlichen Theil der Erdkugel besucht. „Ich bin von sämmtlichen Insekten der vier Weltgegenden gestochen worden,“ sagte er, „einst in Rio flüchtete ich auf den Tisch meines Gasthofzimmers und blieb über zwei Stunden darauf sitzen, denn der ganze Boden war mit Insekten-Monstren besäet; unvorsichtigerweise hatte ich eine Kommode von der Wand abgerückt und so den Schwarm, der sich dahinter eingenistet, hervorgelockt.“ —

Ab und zu verließ der Meister Blondbart den bequemen Sitz neben dem Zeushaupte und tanzte eine Polka; auch ich folgte zwei- bis dreimal den auffordernden Melodieen und walzte nach Herzenslust. Schirmer hatte uns währenddessen „die Plätze aufgehoben“; ich brachte ihm eine weiße Camelie aus dem Tanzsaale mit; er schob sie in sein Knopfloch und sagte: „Schöner, als jeder Ordensstern.“ Das war keine Redensart von ihm, denn er empfand geradezu Aerger, als er einst zum Ordensfeste geladen und zum Ritter ernannt wurde; zufälligerweise traf ich am Abend des 18. Januars mit seinen Töchtern bei Stilke's zusammen; die liebenswürdigen jungen Mädchen

hatten Alles aufbieten müssen, des Vaters Verstimmung zu vertreiben.

Für Blumen hatte er überhaupt die größte Vorliebe. Stilke's Gattin, die sinnige Blumenmalerin, sagte oft: „Schirmers Rath, verschiedene Blumenarten zusammenzustellen und ihnen symbolische Bedeutung abzugewinnen, ist immer hochpoetisch anregend; auf die malerische Wirkung der Wiesenblumen für Aquarellmalerei hat er mich erst aufmerksam gemacht." Anfänglich, in seinem fünfzehnten Jahre nämlich, hatte Schirmer als Eleve der Königl. Porzellanfabrik Florens Kinder portraitirt unter Leitung des Professor Völker; nur nebenher war ihm vergönnt gewesen, die Akademie zu besuchen und daselbst landschaftliche Studien zu machen. Erst im Jahre 1823 widmete er sich ausschließlich seinem wahren Berufe, der Oelmalerei. —

Im Tanzsaale traf ich den bekannten Grafen Blankensee und den Kunstgelehrten, Professor Waagen. Ersterer sprach von seiner ägyptischen Reise und wie der Anblick der Pyramiden und des riesenhaften Sphynx-Hauptes im Mondenschein der schönste und merkwürdigste seiner „orientalischen Odyssee" gewesen. „Ich dachte lebhaft an Schirmers Wandgemälde im Vorhofe des ägyptischen Tempels und rief „Schirmer! Schirmer!" wie Werthers Lotte beim Gewitter „Klopstock! Klopstock!"

„Die Kritik,“ bemerkte Waagen, „mehr vom streng wissenschaftlichen als vom rein malerischen Standpunkte ausgehend, erklärt sich mit den ägyptischen und griechischen Ansichten im neuen Museum nicht ganz einverstanden, insofern das Ganze statt eines bestimmten Charakters einen blos phantastischen aufweist. Dem poetischen Beschauer würde indessen keine örtlich bestimmte Ansicht denselben beseligenden Eindruck machen, wie Aegina, Phygalia und die Memnonsstatuen.“

„Ohne Zweifel,“ pflichtete der Graf bei, „jene Wandbilder versetzen uns in eine gehobene Stimmung; das bleibt immer der höchste Triumph eines Kunstwerkes. Auf den Memnonsstatuen erscheint uns das Land der uralten Mythen, die Heimath der Pharaonen wie ein räthselhaftes Traumbild, dessen Gestaltung im nächsten Augenblick in Nebel zerfließt.“ —

Friedrich von Raumer, der Verfasser der „Hohenstaufen“, kam soeben heiter grüßend vorüber. „Es ist Mitternacht,“ meldete er.

„Die Geisterstunde verplaudert sich in Gesellschaft am Besten.“ —

„Ihr seid junge Leute,“ neckte der joviale Historiker die beiden Herren, „ich greiser Nestor breche auf, denn

morgen um 11 Uhr Vormittag halte ich meinen Damen im englischen Hause Vortrag. Buona notte!"

Raumers Beispiel folgten allmälig die Gäste.

„Heut über acht Tage auf Wiedersehen, beim Zeus," flüsterte Hildebrandt seinem Collegen und meiner Wenigkeit zu.

Die gastliche Wirthin empfing nämlich jeden Freitag. —

Wie unter dem Eise weiße Blüthen, das Schneeglöckchen und die sogenannten Christrosen, treiben, wie der Frost glitzernde Blätter und Arabesken an die Scheiben haucht, so war jener Winter ganz durchduftet, durchwebt und durchfunkelt von den fröhlichen Unterhaltungen an den „Frei-Abenden", wie Hildebrandt sagte, „denn der Tag," bemerkte er, „ging bereits zu Ende mit aller seiner Plage."

Was fehlte auch unsern Zusammenkünften, unserm „Triumvirat"? weder ein poetisches Local, noch vorüberschwebende reizend gekleidete Damen, nicht Gesang und Musik. . . .

Heute thronen die Marmorbüsten des Jovis, der Juno und der Medusa Rondanini wie damals auf ihren Säulen, aber wo bleiben die Meisten, welche zu ihnen emporblickten? . . . Ein Verrauschen, ein Verschwinden ist dies Leben! . . .

V.

Schirmer hatte versprochen, mir sein Jugendportrait zu zeigen. Indem ich die Treppen zu seinem Atelier hinanstieg, kam ein junger, griechischer Offizier (damals auf der Kriegsschule in Berlin) die Stiegen herunter. Er war zum Besuch bei Schirmer gewesen und sagte noch ganz in Extase: „Professor Schirmer ist eine reizende Mann! Ich habe schon über zwanzig Briefe nach Athen geschrieben, bezüglich der griechischen Gemälde an Wand! König Otto hätte Schirmer beauftragen sollen, das moderne Stadtschloß unserer attischen Hauptstadt zu schmücken! — Aber jetzt empfehle ich mich; Professor Hildebrandt erwartet mich ... wann dürfte jemals das neue Griechenland zwei solche Maler sein eigen nennen? Der Eine ist der Zeuxis, der Andere der Apelles der deutschen Landschaft. — Man athmet so schön in der Schirmer'schen Luft," setzte er sehr bezeichnend hinzu, „und Hildebrandts Sonnenschein wärmt

gar so prächtig. Leide ich von der hiesigen Kälte, flugs geh' ich zu Hildebrandt und werde wieder vergnügt."

Mit Fleiß hatte ich einen Tag gewählt, an welchem Schirmer einigen Schülerinnen Unterricht ertheilte, denn ich glaubte ihn somit weniger zu stören. Innerhalb seiner vier Wände umgab ihn derselbe Zauber, der ihm allerorten jedes Herz gewann. Er trug einen bequemen Haus-Ueberrock und ein dunkles Sammetkäppchen; in seinem „Willkommen" lag eine liebreiche Ueberraschung und benahm Einem sofort die Befürchtung, ihn zu stören. Nur ungern zeigte er halbfertige Bilder — wissen wir doch, daß er mit den fertigsten noch unzufrieden war! — daher drang ich auch nicht darauf, seine eigentliche Künstlerwerkstatt zu betreten. Aber unaufgefordert öffnete er sie. „Zu zeigen hab' ich Ihnen augenblicklich Nichts, als eine Untermalung; die übrigen Bilder sind nicht weiter vorgeschritten... gegen die Wand gekehrt stehen leere Blendrahmen . . . hier aber ist das Portrait, was Sie zu sehen wünschten; als ich einige zwanzig Jahre alt war, malte es Hopfgarten in Rom."

Dieses Aquarell zeigte in vorzüglichster Ausführung den noch bartlosen Jüngling; vom klaren Horizonte und einer leichtangegebenen Landschaft hebt sich das Apollino-ähnliche Haupt ab. Wo träumerisch die Pinienwipfel

schwanken, erblickt ihr ihn: die Locken dunkelgolden umwehn die weiße Stirn, wo sich zu holden Melancholien verweben die Gedanken.

Im Wohnzimmer zog eine sehr ausgeführte Zeichnung unter Glas und Rahmen meine Blicke auf sich. „Wer ist dieser wunderschöne Knabe?"

„Mein Sohn," erklärte Schirmer, ebenfalls Hopfgarten als Meister des holden Bildes nennend.

„Das herrliche Kind mit seinem Strohhütchen und seinem treuen Hunde kommt mir so bekannt vor" . . .

„Vielleicht sahen Sie das Bild in bunter Lithographie wiedergegeben" —

„Ganz recht; und auf den lackirten, eleganten Tischchen, welche in vergangenen Zeiten auf dem Opernplatze verkauft wurden."

Auch in das Zimmer, wo die Damen thätig vor den Staffeleien, führte mich der liebenswürdige Mann, welcher die trefflichen Schüler, oder vielmehr Meister, Bellermann, Pape, Helft u. s. w. gebildet hat. An einer gut ausgeführten Tanne, welche ein junges Mädchen eben vollendete, hatte er seine aufrichtige Freude. Für jede Schülerin hatte er ein ermuthigendes Wort. Schon im Klange seiner Stimme lag eine sanfte Milde, welche Vertrauen einflößte.

Das untermalte Bild in seinem Atelier war übrigens eine der zartesten, lieblichsten Schöpfungen des ewig jungen Schirmer'schen Genius.

„Süditalienisches Motiv," erklärte der Meister, — „ich versuchte den Augenblick zwischen Tageshelle und Finsterniß festzuhalten; eigentliche Dämmerung giebt es ja im Süden gar nicht, nur einen goldfarbenen Nachglanz der untergegangenen Sonne . . . alsdann bilden sich in den Luftschichten oberhalb des Meeres diese violetten Dämpfe, die sich wie Schleier über Klippen und Festland breiten und alle Conturen umduften" . . .

„Welche wunderbare Stille und tiefe Einsamkeit auf dieser Landschaft, und wie reich sind dabei die Linien, wie edel und großartig geschwungen! — Im Stadtschlosse zu Potsdam sah ich Eins Ihrer Gemälde, wobei mir sofort das Lied aus dem blonden Egbert von Tieck einfiel: „Wie mich erfreut Waldeinsamkeit" — hierbei geht mir Freiligraths „selige Verschollenheit" durch den Sinn; denn es ist nie eine todte Oede und trostlose Abgeschiedenheit an Ihren Meeresufern oder Fontainen, sondern eine beseelte, zu süßer Wehmuth und träumerischer Beschauung anregende, welche der Poet begierig aufsucht" . . .

„Ach, wie Wenige," versetzte der Meister, „sehen

dergleichen mit vollem Verständniß! Dem großen Haufen geht so Etwas verloren“ . . .

„Möglich, daß der Oberflächliche wenig vor solch einem zum Gedichte gewordenen Bilde empfindet und eine triviale Spinatlandschaft vorzieht, — desto schlimmer für ihn!“

Auf meine Frage, wo sich die Staffeleibilder seiner früheren Zeit befänden, antwortete der Professor:

„Von den ersten italienischen Landschaften ging ein Theil in den Besitz des damaligen Kronprinzen über; von ihm hatte ich — durch Schinkels persönliche Verwendung — Aufträge erhalten. Seitdem hängen diese Bilder in den Palais von Berlin und Potsdam, meistens ungünstig beleuchtet. Ein anderer Theil befindet sich in Privatbesitz . . . die öffentlichen Galerieen haben niemals viel von mir wissen wollen.“

Es lag keine Spur von Bitterkeit oder rügender Anklage in der Art, wie er ausdrückte, daß er nicht im eigentlichen Sinne des Wortes populär sei; über seine edlen Züge ging wohl mitunter ein Schatten, aber nicht die mindeste Herbigkeit, — an ihm war Alles Harmonie.

Ich erzählte ihm von meiner Begegnung mit dem jungen Griechen und von dessen Feuereifer, den Namen Schirmer in Athen zur vollen Geltung zu bringen.

„Dann dürfte er Pape und Biermann nicht zu nennen vergessen,“ ergänzte Schirmer, der keinen Weihrauch für sich allein begehrte.

Indem unser Gespräch bei den Wandmalereien aus den Jahren 1851—52 verweilte, erzählte mir der Künstler bezüglich seiner „Memnonsstatuen“ Folgendes:

„Als ich eines Morgens auf meinem Gerüst im Vorhofe des ägyptischen Tempels stehe, sehe ich einen der Aufseher wie rasend umherlaufen und höre ihn drohend ausrufen: „„Wo finde ich den Halunken, den Spitzbuben, daß ich ihn erwürge! Ich muß ihm den Hals umdrehen!““ „Was ist Ihnen denn?“ rufe ich ihm zu. Statt jeder Antwort brüllt Jener weiter: „„Ich verliere meinen Posten, — die Bandagen der Mumien sind aus dem Winkel gestohlen!““ Ich stutze, blicke auf die Mallappen, an denen ich soeben noch mit Seelenruhe meine Pinsel auswischte und entgegne alsdann etwas kleinlaut: „Ich glaubte, meine Collegen hätten alte Lappen und Fetzen dort bei Seite geworfen“ — „„Schöne Lappen!! Herr Professor Lepsius hat sie selber aus die Gräber 'rausgebuddelt . . . ich bin für jede Viertelelle verantwortlich. Ertappe ich den Halunken““ — „Beruhigen Sie sich! hier sind die Mumienbandagen; da Sie mir durchaus an

den Hals wollen . . . die paar Fleckchen lassen Sie auswaschen.“ —

Eine fast rührende Einfachheit herrschte in Schirmers Räumen; gegen solche Anspruchslosigkeit schien die Hildebrandt'sche Wohnung von raffinirter Eleganz, überhaupt jede moderne Einrichtung überfüllt und überladen. Mir fiel Goethes und Schillers Studirzimmer ein; dort ist's auch so schmucklos . . . Ein Italiener, welcher eine protestantische Kapelle in Rom sah, rief ganz ergriffen: „Kein Ausputz, keine Flitter, nichts als Gott!“ So konnte man von Schirmers Studio „nichts als Geist“ sagen, ein Beweis, daß nicht der geringste weltliche Prunk den ideal Strebenden von seinem Berufe abgezogen, daß er mit Nebendingen keinen Augenblick verlor. Seine Kunst war ihm Alles. „Ich habe nie Sehnsucht nach Reichthum gehabt,“ sagte er mir, „meine Anforderungen des täglichen Lebens sind gering; ich brauche nicht erst Braten und Wein, um guter Laune zu sein.“

Nachdem ich mich von dem seltenen, lieben Manne verabschiedet hatte, ging ich in den gegenüberliegenden Flügel des Hauses, die olympische Höhe des Stilke'schen Ateliers zu erklimmen. Lautes Declamiren tönte mir entgegen, dazwischen silberhelles Mädchengelächter.

Niemand antwortete meinem Klopfen, die Thür stand

offen, außerdem wurde ich erwartet, und so trat ich ein. „Ihr las't gewiß ein griechisch Trauerspiel“ ...

Stilke, der ein Manuscript in Händen hielt, nickte mir zu und recitirte mit größtem Pathos weiter:

„O schienst du liebe Gaslaterne
Zum letzten Mal auf meine Pein!
O könnt' ich doch auf ewig ferne
Von diesem verfluchten Teltow sein!“

Darauf setzte er hinzu: „Gestern Abend entwarf ich den Plan zu einem modernen Faust, — denn ich muß die Puppencomödie wieder in Aufnahme bringen. Mein Opus heißt „Finger“, zum Unterschiede von „Faust“ ... Ihr Alle müßt helfen! Auch unser liebes Dornröschen,“ wendete er sich an eine reizende, junge Schülerin, welche er soeben portraitirte, — „und nun genug der schönen Verse, in Positur, mein Fräulein! Das Bild muß heute fertig werden ... in einer halben Stunde kommt Judith!“

Fräulein Marie von D., Tochter eines baierschen Diplomaten, nahm den erhöhten Sitz wieder ein und Stilke griff zu Palette und Pinsel.

Nicht lange darauf kam eine andere junge Dame zum Besuch; die Staffelei, worauf das begonnene große Bild „Judith und Holofernes“, schmückte sie mit einem Kranze aus Epheu und Wintergrün.

„Wie viel hat der Portrait- und Historienmaler doch vor dem Landschafter voraus!“ rief ich unserm Gönner zu, — „bei ihm wird es nie von schönen Damen leer; Alle huldigen ihm; sein Pinsel erhält der Nachwelt ihre Reize . . . Der Landschafter dagegen sitzt einsam und malt nach seinen Skizzen, die er bei Regen oder Sonnenbrand aufgenommen.“

Ich berichtete, daß ich bei Schirmer gewesen, Hopfgartens Aquarell und die Untermalung der Meeresküste bewundert hatte.

„Daher sieht das Menschenkind noch ganz verhimmelt aus,“ neckte man mich.

Indem die Unterhaltung sich weiter fortspann, wurde mitten im Scherze manche Betrachtung ernsterer Art gemacht.

„Zu allen Zeiten,“ sagte Stilke, „waren hervorragende Landschafter selten; immer bleibt es bei Claude Lorrain, Ruysdael und Salvator Rosa (der Franzose Poussin steht erst in zweiter Linie); über jene drei kommen wir bis zu einer gewissen Epoche nicht hinaus, während die Historien-Malerei seit ihrer Entstehung immer Dutzendweise die glorreichsten Namen aufzuweisen hat. Ein Beweis, daß es schwerer, die Natur, als den Menschen wiederzugeben. In unserm Jahrhundert nahm die Land-

schaft einen großen Aufschwung; gegenwärtig ist's die deutsche Landschaft, welche den ersten Rang behauptet, — Isabey, Gudin, Ziem sind überflügelt; Calame, der Schweizer, folgt der deutschen Lyrik."

„Und doch wird nichts mit schnöderem Undank behandelt, als die Gegenwart!"

„Gott sei's geklagt! — Dornröschen, Sie haben ein schläfrig Gesichtchen bekommen durch unsern Discours ... wir wollen's gut sein lassen für heute! Nun, wie wird das Bild?"

„Es fehlen nur die Flügel, und der Engel wäre fertig!"

„Dann könnte ich, wie Schadow, der Düsseldorfer, in den Katalog setzen lassen: „„ein Engel nach der Natur gemalt.""

Eine Dienerin brachte die Chocolade. „Kinder, trinkt," forderte Stilke auf, — „doch halt, mir fällt ein, daß wir eine neue Köchin haben . . wer weiß, welch Zeug sie zusammenbraute, ob ich es Euerm Gaumen zumuthen darf" . . .

Er kostete von der „superfeinen Vanille", spie jedoch das Genossene gleich wieder aus und rief dabei: „Dank, wackerer Apotheker, dein Trank wirkt schnell!"

Unter endlosem Gelächter schieden die jungen Mädchen.

Wir Zurückbleibenden nahmen unser Thema über Kunst und Künstler wieder auf.

„Welchen nennenswerthen Landschafter hatte denn eigentlich unser Berlin, bevor Schirmer als Lehrer in die Akademie eintrat?“ erkundigte ich mich bei Meister Wilhelms Jugendfreund, „Schinkel malte ja nur ausnahmsweise ideale Landschaften“ . . .

„Wir hatten Blechen, den Mann des ernsten Strebens, aber der trockenen Farbe; sein Können blieb hinter seinem Wollen zurück, mag eine gewisse eigensinnige Clique sagen, was sie will! Nach seinem Tode 1839 nahm Schirmer die freigewordene Stelle ein.“

„Da muß den Eleven eine neue Welt aufgegangen sein!“

„Er hatte bereits seit der Rückkehr aus Italien tüchtige Schüler im eigenen Atelier gebildet, war auch seit 1833 an unserer Akademie der Künste zum ordentlichen Mitgliede ernannt. 1840 ward er Professor und zählt seit 1852 zu den Mitgliedern des Senates der Akademie. So — da haben Sie seine ganze Biographie im Styl des Brockhaus'schen Lexikons.“

Wir erwähnten, wie unrecht und wie unbegreiflich, daß Deutschlands öffentliche Galerien nicht fleißiger von

Schirmer ankauften, und wie er selbst — bezüglich dessen — geäußert habe, es fehle ihm an Popularität.

„Er ist nicht im Stande," berichtete Stilke, „um die Gunst der Recensenten zu buhlen; wenn in Rom die Franzosen und Italiener nichts im Kopf hatten, als die Kritiker zu ihren Gunsten zu bestechen, all ihr Sinnen und Trachten in diesen Intriguen aufging, so litt Schirmer wörtlich über solch eine Erniedrigung, womit Jene die Kunst entweihten. Sein Abschen gegen jede Art von Reclame ist derartig, daß diese förmlich Reißaus nimmt vor ihm. — Auch ging er stets den eigenen Idealen nach, dem Geschmack des modesüchtigen Publikums niemals; alles Pikante, Barocke verschmähte er ein für allemal. — Und übrigens wissen wir: Fortuna ist ein launisches Weibchen. Den Einen überschüttet sie mit Lorbeeren, gegen den Andern ist sie zurückhaltender."

„Machte denn seine äußere Schönheit nicht das größte Aufsehen? Er selbst, in seiner stillen, bescheidenen Weise, lächelt immer: „„es war nicht so arg damit.""

„Wir Künstler bewunderten ihn. Dem Publikum dagegen galt oft der Puppenkopf irgend eines Tageslöwen mehr. Was bringen die illustrirten Blätter nicht täglich für Biographieen und Portraits von Nippes-Dichtern oder Schauspielern!! Ja, die wissen sich geltend zu machen. —

Es ging mit Schirmers Aeußerem wie mit seinem Talent“ . . .

Es klopfte. „Ah, willkommen, liebe Judith!“ Eine dichtverhüllte Dame trat langsamen, fast feierlichen Schrittes ein; hinter ihrem Schleier tönte ein sonores, volltönendes „Guten Morgen“ hervor. Dann streifte sie Hut und Mantel ab und stand im dunkeln Seidenkleide da. Ihr lockenumflossener Kopf erinnerte an zwei bestimmte Typen der Plastik: an den griechischen Bacchus und eine römische Kaiserin.

Es war Fräulein Elise Schmidt, die Vorleserin der antiken Tragödie, die Verfasserin der Dramen „Judas Ischarioth“, „der Genius und die Gesellschaft“ u. s. w.

„Dank, theure Muse, daß Sie kamen,“ sagte Stilke, „meine Judith soll etwas von Ihrem prächtig kühnen Gesichtsausdruck erhalten. . . . Günther, sehen Sie zu, ob im Giftbecher noch etwas Superfeines für unsere Giuditta!“

Das gab ein fröhliches, gegenseitiges Begrüßen, einen lebhaften Austausch von Tagesneuigkeiten, durchflochten von Citaten aus dem Homer und den Alten. Endlich überließ ich der tragischen Muse das Feld.

Unter dem Porticus begegnete mir Schirmer, und wir gingen bis zum Potsdamer Thore zusammen. Auf

diesem Wege mußte ich ihm zwei, drei Mal den Eichendorff'schen Vers wiederholen:

Von hehren Götterbildern
Ein wüster Trümmerhauf', —
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten d'rauf.
Verlornes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah
Aus beff'rer Welt ein Grüßen,
Das ist Italia!

VI.

Während der zweiten Hälfte des Winters 1858 verweilte ich außerhalb Berlins; im Frühling zog es Hildebrandt nach Rom, das Grab seines zärtlich geliebten Bruders Fritz zu besuchen; dafür gestaltete sich in der kommenden Saison unser Umgang intimer; häufig kam er im Spätherbst und während der kalten Tage um die Dämmerstunde; außerdem begegneten wir ihm in Gesellschaften, Concerten und Theatern. Eines Abends hatten wir in meinem elterlichen Hause die einactige Blüette von Ponsard „Horace et Lydie" vor einem Freundeskreis aufgeführt; nach dieser kleinen Dilettantenvorstellung, welcher Tausigs geniales Clavierspiel eine besondere Weihe verliehen, saßen wir fröhlich in unsern Costüms zusammen und hörten zu, wie Hildebrandt von französischen Schauspielern, namentlich von der verstorbenen Rachel erzählte; die „Lydia" gehörte zu den Repertoirstücken der be=

rühmten Schauspielerin. (Im Jahre 1850 trat sie in Berlin in diesem von Ponsard dialogisirten Horazischen Gedichte auf.) „Rachel," bemerkte Hildebrandt ganz richtig, „ging über ihre Sphäre hinaus, indem sie die liebreizend kokettirende Freundin des Oden-Sängers gab; sie hätte sich begnügen sollen, die große electrisch wirkende Tragödin des Théâtre français zu sein. Klesinger, der elegante Bildhauer und Schwiegersohn George Sands, hat sie zwar in zwei Büsten als Tragödie und Komödie verewigt; allein Rachels Kopf war nicht für den vollen Blumenkranz, war einzig für das antike Diadem geschaffen."

So große Anerkennung er dem Trauerspiele zollte, überwog doch seine Vorliebe für das Lustspiel.

„Ach, Kinderchen," sagte er halb wehmüthig, „Ihr wollt immer nur Trauriges auf den Brettern und in den Büchern; für Euch junge Leutchen giebt es nichts Herzbrechendes genug ... Ihr habt noch keine geliebten Todten beweint, Euch hängt der Himmel voller Geigen ... seht, weil das Leben Euch lacht, vergießt Ihr gern ein paar Thränchen im Theater. Seid Ihr erst in meinen Jahren, werdet Ihr gleichfalls das Lustspiel vorziehen."

Dagegen wurde von den anwesenden jungen Damen Protest erhoben; die ätherischen, sorglosen Wesen in

duft'gen Toiletten aus rosenfarbenem Tarlatan betheuerten, „sie wären Alle gar nicht glücklich."

„Warum nicht gar! Papachen und Mamachen sorgen für Mittag- und Abendbrod . . . nur Hunger und Krankheit ist positives Unglück."

„Um uns für das Lustspiel zu gewinnen, legen Sie uns ein Pröbchen Ihres mimischen Talentes ab," forderten wir ihn auf, denn er verstand meisterlich, komische Typen nachzuahmen.

Ohne sich lange bitten zu lassen, copirte Hildebrandt in französischer Sprache einen heisern Gamin, le petit Auguste; im englischen Idiom einen Matrosen und zum Schluß ein „richtiges Berliner Kind", einen Portierjungen, der mit wichtiger Miene jeden Vorübergehenden anruft: „Zu wem wollen Sie? hübsch geantwortet" &c. . . . Alles, ohne aufzustehen und ohne viel zu gesticuliren.

Dann begleitete er sich ein witziges Couplet auf einer imaginären Harfe, — das Auditorium zerfloß in Lachthränen. Dabei blieb er immer harmlos, ja graziös. Kein berühmter Komiker, der eine ähnliche Drolligkeit, eine so liebenswürdige Naivität entwickelt hätte.

Ach, damals blühte seine Gesundheit und schien unverwüstlich! Die rheumatischen Schmerzen, denen er von Zeit zu Zeit unterworfen, hielt man für unbedeutender,

als sie gewesen sein mögen; Hildebrandt klagte nie, sprach überhaupt sehr selten von sich selber.

„Wer ihn so sieht und hört," sagte einer der Anwesenden, „der traut ihm schwerlich den tiefen Ernst zu, worauf seine ganze Existenz doch basirt ist" . . .

„Das ist eben der große Reiz an ihm," antwortete ein Anderer, „er, welcher sich durch Felsenpässe und Meereswellen den Weg zum Ruhme bahnte, er ist fröhlich wie ein Kind. Mancher andere Berühmte würde glauben, sich damit von seiner Würde etwas zu vergeben. Solch frisches, naturwüchsiges Temperament hat nur ein Sohn aus dem Volke."

Und wie sehr es ihm tiefer Ernst mit der Kunst war, sollte uns sogleich wieder bewiesen werden: ein Herr neckte ihn mit einer jungen Provinzialschönheit, von welcher Hildebrandt Jenem gesprochen hatte.

„O, die Schwärmerei ist vorüber," sagte der Maler des Cosmos, „ich bin sehr désenchanté" . . .

„Wirklich? möchten Sie nicht mehr im Zuckertempel des Baumkuchens mit ihr wohnen, wie auf dem Balle bei *** ?"

„Ganz und gar nicht! Denken Sie nur, ich frage die Kleine: „„Waren Sie schon auf dem Museum, bei Sachse, im Kunstverein?"" „„Nein, — aber in Flick

und Flock war ich drei Mal; Ballet und schöne Decorationen gehen mir über Alles."" Sehen Sie, dergleichen vertrag' ich nicht; da verläßt mich meine „lammherzige" vielgetadelte Nachsicht" . . .

„Warum vielgetadelte?" fragte man ihn.

„Man wirft mir ewig vor, ich beurtheile im Allgemeinen die Menschen und ihre Werke zu nachsichtig . . . aber, mein Himmel, sollen wir nicht Nächstenliebe üben? Giebt es denn nicht genug Kritiker auf Erden? . . . Wie oft wurde ich mißverstanden, ja verhöhnt, wenn ich ein mittelmäßiges Kunstwerk nicht gleich mitzerfetzte! Schon zur mittelmäßigen Leistung gehört enorm viel Ausdauer; — soll man von vornherein jeden armen Teufel entmuthigen? — Und dann denke ich: lehrt der eigene Genius gewissen Künstlern nicht, wie sie's besser machen sollen, von mir lernen sie's gewiß nicht!"

„Eine ganz richtige Philosophie."

„Erzählt z. B. der deutsche Maler *** in Venedig: Hildebrandt sang meinen Landschaften das größte Lob —, so sei hier mitgetheilt, daß er mir ganz freimüthig gestanden: „„Wer meine Bilder nicht lobt, dem schlage ich gleich hinter die Ohren"" . . . triftiger Grund, auf die Warnung zu hören! — Und wenn mich Einer fragt: „„Glauben Sie nicht, daß folgendes Sujet für ein

historisches Bild sehr wirksam wäre: Kaiser Otto II., welcher seine Gemahlin zum ersten Male „Du“ nennt““ — so bestärke ich den Mann in seinen Illusionen; ihn davon abbringen zu wollen, wäre doch vergebene Mühe.“

Der Meister wurde an jenem Abend noch in einer andern Gesellschaft erwartet und verließ uns daher etwas früher.

In unserem Kreise befand sich eine Dame, deren Bruder den blonden Danziger von Jugend auf kannte. Indem nun die übermüthige, weibliche Jugend wiederholte, wie es sich doch von selbst verstände, daß Papa und Mama für reichliche Naturalverpflegung sorgten, theilte die Dame uns Manches über Hildebrandt mit, was uns bisher unbekannt geblieben.

„Unser vielgefeierter Freund,“ sagte sie, „hat mit Noth, ja mit wirklicher Noth gekämpft. Mühselig ist anfangs seine Laufbahn gewesen. Der Vater, ein armer Stubenmaler in Danzig, ernährte nur kümmerlich die zahlreiche Familie. Die Mutter war von jeher kränklich, wahrscheinlich aus Mangel an Pflege. Auch Eduard mußte Stubenmaler werden, mußte, mit dem Drange nach der Kunst, nach den Reisen; bis zum neunzehnten Jahre führte er wider Willen keinen andern Pinsel als den Mauerpinsel. Dann ging er als Geselle nach Berlin,

colorirte Lithographieen für Rocca und begann neben seinem Handwerk Bildchen in Oel zu malen. Um eine Reise nach Schottland zu machen, kaufte er sich für drei Thaler einen Platz auf einem Schiffe, welches mit Knochen beladen war. Darauf zog es ihn nach Paris, wo er darbte, kümmerlich von Aquarellen nach Plätzen und Gebäuden lebend, denn mehr als einen Franc zahlte man ihm anfangs nicht. Zum Glück wurden Kunstkenner auf diese Blätter aufmerksam; Isabey nahm sich seiner an und — so ging es vorwärts."

„Wann lernte Humboldt unsern Freund kennen?"

„Im Jahre 1843, als Hildebrandt von Paris nach Berlin übersiedelte; dem Weltweisen gefielen sogleich die südfranzösischen Aquarelle ungemein; die erstaunliche Vielseitigkeit des jungen Talentes frappirte ihn sofort. Hildebrandt ist so wenig Specialist in der Malerei, als Humboldt in der Wissenschaft. Diese Aehnlichkeit ihres Wesens verband den Greis und den Jüngling; Ersterer sah ein nimmermüdes, nach allen Seiten unbegrenztes Streben in Eduard, wie es ihn selber noch jetzt im hohen Alter beseelt und in frischer Thätigkeit erhält. — Nun folgten die Aufträge des Königs, welcher Hildebrandt in den Stand setzte, nach Brasilien zu gehen. Seitdem blieb der Ruhm, dessen Verkörperung — eine fliegende Jünglings-

gestalt, die Arme voller Lorbeerkränze — Hannibal Caracci malte*), Hildebrandts Begleiter.“ —

Einige Tage später traf ich mit Meister Blondbart auf einem großen Polterabend zusammen, wo lebende Bilder gestellt wurden; drei gut nachgeahmte Gewandstatuen versetzten ihn wörtlich in Begeisterung. „Ich fühle, daß ich morgen besser und flotter denn je malen werde,“ versicherte er, „das lebende Bild wird das todte, woran ich arbeite, verklären . . . Oft fürchtete ich, im Aelter-werden die Empfänglichkeit für Schönes und Reizendes, für persönliche Liebenswürdigkeit und dergleichen zu verlieren, — freilich, die Romantik büßt man nach und nach a bissel ein . . . Der verwünschte Rheumatismus verbietet Fensterpromenaden zu später Stunde, aber mein Enthusiasmus blieb trotzdem „„toll genug.““ Ihr Andern,“ wendete er sich an uns, „lauft eher Gefahr, blasirt zu werden, Euch ging es zu gut von der Wiege an! Ihr habt keine Schule, als die der höheren Töchter und der Söhne gebildeter Stände durchgemacht . . . ach, Ihr lieben, guten Wesen, bleibt, wie Ihr seid, erhaltet Euch die Frische und Genügsamkeit! Laßt Euch nicht verderben!“

*) Siehe Nr. 424 der Dresdener Galerie.

Aehnlichen Darstellungen wohnte ich mehrere Male mit Schirmer bei; auch er war als Zuschauer die Zugänglichkeit und die Anmuth selber; aus der Wintersaison 1858—59 erinnere ich mich verschiedener Abende, wo er unter einem nachsichtigen Publikum unsere Dilettanten=komödien applaudirte.

In solch einer fröhlichen Gesellschaft theilte er mir mit, daß er von der Stadt Berlin den Auftrag erhalten, für die Gedenkhalle im Kronprinzlichen Palais das Schloß Windsor zu malen. Mein Vater hatte aus London eine kleine, in Stahl gestochene Ansicht von Windsor mitgebracht und holte sie herbei.

„Das Blättchen hat Stimmung," sagte Schirmer, „daraus ließe sich Etwas machen" . . .

Und so gab der winzige Miniatur=Stich die erste Anregung zu der prachtvollen Schöpfung, welche aus seinem Pinsel hervorgehen sollte.

„Viele rathen mir, ich müsse durchaus nach England gehen," fuhr er fort, „indessen ist es nichts Leichtes für mich, solch eine Reise zu unternehmen; hier ist so Manches, was meine Gegenwart erfordert, — Hildebrandt, der Junggeselle, hat es darin bequemer als ein Familienvater; auch ist er unabhängig von der Akademie . . . Nun, ich muß sehen, wie ich fertig werde!" —

Bevor der allerletzte Strich an Schloß Windsor gethan, sah ich das große Bild in Schirmers Atelier auf der Staffelei stehen.

„Ohne Rahmen, in der wenig geeigneten Beleuchtung eines trüben Märztages präsentirt sich das Bild nicht eben vortheilhaft,“ sagte der Künstler, der sich niemals von der geringsten Selbstzufriedenheit berauschen ließ, sondern im Gegentheil immer zaghaft war.

Er hatte wieder ungemein Schönes geleistet. Man brauchte nur einen Blick auf das Gemälde zu werfen, um, wie durch einen Zauberschlag, in Shakespeare's Märchenwelt, in Walter Scott's romantisches Reich versetzt zu werden.

„Ich zeige das Bild wenigen Personen,“ versetzte der Meister, „noch bin ich gar nicht zufrieden damit, — übrigens schlugen die Farben ein, und dadurch vollends verliert sich jede Wirkung — am liebsten stimmte ich es durchweg um“ . . . .

„Das wäre eine wahre Frevelthat!“ rief ich ganz erschrocken.

„Nun allerdings, eine solche will ich mir nicht zu Schulden kommen lassen!“ lächelte er.

Ein Sonnenstrahl erhellte das Atelier und glitt über das Gemälde hin; durch diese Beleuchtung kam die

imposante Fürstenwohnung, die Wilhelm der Eroberer erbaute, noch voller zur Geltung mit ihrem alten, runden Thurme und dem Wald-ähnlichen Park. Den untern Theil des Bildes hatte Schirmers Pinsel mit blauduftigen Schatten überhaucht und dadurch den atmosphärischen Charakter der britischen Insel angedeutet.

„Das sogenannte „„alte, grüne"" England ist ja das Land der phantastischen Nebel und der phantastischen Dichter," bemerkte der feinfühlende Künstler, welcher stets die ganze Eigenthümlichkeit eines Landes, was er nie betreten, aus Schilderungen, Volksliedern, selbst aus den Physiognomieen der Eingebornen herausfühlte. —

Vierzehn Tage darauf kam Schirmer eines Nachmittags, meinem Vater den Stahlstich zurückbringend. Ich holte ihm andere englische Ansichten in einer Mappe herbei; er hatte für jedes Blatt die liebevolle Aufmerksamkeit, welche Goethe immer den Beschauenden anempfiehlt, und die wahrlich nicht Jedermanns Sache ist.

Uebrigens wäre Schirmer auch als Portrait-Maler, hinsichtlich seelischer Auffassung und des Eingehens in die ganze Individualität des betreffenden Modells, einzig in seiner Art geworden, wenn die Landschaft ihn nicht gänzlich in Anspruch genommen hätte. Dies ging mir an jenem Nachmittage aus seinen Ansichten und Aus-

sprüchen klar hervor. Wir erwähnten mehrere projectirte Portraits gemeinschaftlicher Bekannten; darauf hin entwarf er in wenig Worten das ganze Bild von Diesem oder Jenem, gab die Stellung des Kopfes an, den Ausdruck der Augen u. s. w.

Wohl verstand ich, welch ein vortrefflicher Lehrmeister er sein mußte, wie er anzuleiten verstand, ohne im Mindesten weitläufig zu werden oder in den Predigerton zu verfallen; in wenigen Worten sagte er Viel. Von einer ganz neuen Seite lernte ich den sanften, stillen Mann kennen.

An einem vielbesprochenen, modernen Frauenportrait tadelte er die Haarfrisur. „Wie konnte ein Künstler das Ohr verstecken! Die größte Zierde des Gesichts ist ein kleines, wohlgebildetes Ohr, — dergleichen außer Acht zu lassen, ist wirklich unrecht! Noch mehr, die Augen nicht in der vollen Bedeutung wiederzugeben!"

In meinem Arbeitsstübchen blieb er vor einer kleinen Landschaft stehen:

„Dieses Bildchen ist aus Biermanns Atelier hervorgegangen," sagte er, mit geübtem Blick die Manier seines Collegen erkennend. „Und jene Studien sind dem Thüringer Lande entnommen," setzte er mit einer gewissen Rührung hinzu, „in's frische, grüne Thüringen ging meine erste

Studienreise — damals glaubt' ich wer weiß wie weit herumgekommen zu sein."

In der Dämmerstunde fand sich Stilke ein, seinen Schirmer von uns abzuholen und mit ihm „zu kneipen" in einem romantischen Treibhausetablissement der Potsdamerstraße. Beide Maler gaben mir ihren Reisesegen zu einem Ausflug nach Paris, den ich wenige Tage später unternahm.

„Ich ginge recht gerne mit," sagte Stilke, „wenn nur nicht so viel Franzosen dort wären!"

„Ei, Sie finden manchen Bekannten dort, eine ganze Colonie deutscher Künstler" —

„Noch schlimmer! ich will ungeschoren meiner Wege gehen; auf Reisen bin ich geselliger Kauz der reine Menschenfeind; ruft Einer mich beim Namen, so geht es mir wie dem Rumpelstilzchen aus Grimm's Märchen: ich glaube verrathen und verkauft zu sein und werde wüthend . . ."

VII.

Hildebrandt hatte unterdessen zwei prächtige Stimmungslandschaften gemalt, welche im Frühling als „rayon de soleil“ und „paysage allemand“ in Begleitung einiger Dutzend Aquarelle nach Paris zur alljährlichen Ausstellung gesendet wurden. Ich sah daher diese beiden Kunstschöpfungen an der Seine wieder; sie behaupteten im Krystallpalast der elysäischen Felder glorreich ihren Platz unter Frankreichs ersten, modernen Meistern, oder vielmehr: sie überstrahlten sämmtliche Landschaftsbilder der Pariser.

Am vierten Mai — zwei Tage vor Humboldts Tode — ward mir die freudige Ueberraschung, Hildebrandts Besuch zu erhalten. Er sah vollkommen wohl aus, litt aber an großer Verstimmung, zumal da er mit einer hartnäckigen Grippe kämpfte. Bei seiner angeborenen

Liebenswürdigkeit ließ er indessen jene Verstimmung so wenig als möglich aufkommen.

„Weiß der Kuckuk," sagte er, „bin ich in Paris, denk' ich augenblicklich an's Todtschießen; ich bin außer Stande, mich hier behaglich zu fühlen, geschweige lustig und gern zu leben. Umsonst sinne ich nach, woher diese Antipathie gegen eine so großartige, anregende Stadt? — Ihnen darf ich es gestehen, daß ich gestern, wo ich in Meudon und St. Cloud, eine abgeschmackte Sehnsucht nach den Pichelsbergen, nach dem Grunewald empfand! Immer seufzt' ich: „„wär' ich al Ufero della Panka"" . . . .

„Und die Erfolge Ihrer beiden Bilder, welche sofort in bunter Lithographie erschienen? sind Sie auch davon so wenig erbaut?"

„Das wäre undankbar! Aber meine Erkältung läßt keine Freude in mir aufkommen. Sahen und hörten Sie schon Offenbach's Orpheus in der Unterwelt?"

„Ja wohl" . . .

„Nun, in Berlin hätte mich das vertrackte Zeug unbeschreiblich belustigt, — gestern Abend dagegen schien es mir Affentheatermusik" . . .

Wir besuchten zusammen die Gemälde-Ausstellung. Im Großen und Ganzen überwog das Triviale und Gezierte das Erfreuliche. „Einen wahrhaft niederbeugenden

Eindruck," bekannte Hildebrandt, „macht mir Delacroix's heiliger Sebastian . . . trotz des kleinen Formates ein gewaltiger Auswuchs! Ich war gewiß immer der größte Verehrer Delacroix's und habe von ihm gelernt, aber wohin ist's mit ihm gekommen!"

Vor Cogniet's „König Kandaulus" bemerkte er sehr richtig: „Der behandelt den alten Herodot, wie Offenbach und Crémieux den Olymp . . . Hier ist dafür der schönste Troyon! ein Thierstück in dieser Weise thut dem Auge, dem ganzen Menschen wohl!"

Eine eben solche Freude machten ihm die Bilder des deutschen Landsmannes Teutward Schmitson; seine Cziko-Pferde allgemein anerkannt zu sehen, erheiterte ihn sichtlich.

„Welch ein angenehmes Wiedersehen!" rief er dann in völlig guter Laune vor dem schönen, stylvollen Portrait der Gräfin P. von Gustav Richter, „bravo, bravo! Rechts hängt eine Dame von Ricard, links gleichfalls ein famoser Ricard, aber Richters Bild behauptet sich trefflich . . . sehen Sie, die schwarzen Spitzen auf dem schwarzen Sammetkleide! Wie dürftig dagegen das W.'sche kokette Frauenbild dort drüben! wie eine Bonbon-Etikette" . . .

Einen sehr günstigen Eindruck machte ihm Heil-

buth's „Sohn des Tizian mit seiner Geliebten, Beatrice Donato.“*)

„Der junge Mann war in einer guten Schule! was hat der für Geschmack! Ueberall Sammet und Atlas und doch nirgends Ueberladung. — Uebrigens bekenne ich, daß ich niemals den Sohn des Tizian nennen hörte, — nur die Tochter aus dem alten Berliner Museum habe ich die Ehre zu kennen“ . . .

„Pippo Tiziano malte nur ein einziges Bild fertig; dieses verbrannte“ . . .

„Und das Portrait der Geliebten wurde wohl erst recht nicht fertig? Na, er hatte zu leben — Papa Vecellio hinterließ ja ein großes Vermögen; überdies nährt sich solch ein Italiener von der Luft: mein Wirth in Venedig hielt eine Mahlzeit, aus geröstetem Kürbis und etwas frittura bestehend. Zum Abendbrod klimperte er sich ein Gericht auf der Guitarre vor.“

„Sehen Sie, über einige gute Bilder vergaßen Sie Ihr Kopfweh und die hypochondrischen Ideen“ —

„Fürwahr, ich bin weit fideler geworden!“

„Lesen Sie heut vor dem Einschlafen die Novelle

---

*) In der Ravené'schen Galerie zu Berlin.

zuwenden, wäre ja bornirt. Wie sieht er aus? Wie klingt seine Stimme?“

Ich erzählte ausführlich vom persönlichen Zauber des italienischen Liberators. „Uebrigens soll ich Sie von Villa d'Este, der alten Engelsburg und von Neapel grüßen. Dank Ihren Aquarellen erschienen mir die fremdesten Gegenden wohlbekannt —“

„Wo in aller Welt sahen Sie denn meine Jugendsünde, die Engelsburg?“

„Im Palais des Prinzen F.“

„Da hängt sie wohl in der Rumpelkammer?“

„Ganz und gar nicht! gleich im ersten Saale.“

„Allzuviel Ehre, — das Bild stammt aus meiner ersten Zeit. Sie werden gut gelacht haben über den Sonnenuntergang und an Pudding mit Kirschsauce gedacht haben, denn die Form des Castell Sant-Angelo hat freilich etwas von —“

„Sprechen Sie nicht schlecht von dem Bilde: man sieht darauf, wie Sie schon die Krause'sche Manier verließen, den eigenen Weg gingen und Feuerbrände ins Publikum warfen“ . . .

Nachdem einige andere Freunde sich eingefunden und die Conversation allgemein geworden, kam unter Anderem folgender Ausspruch Alfred's de Vigny auf das Tapet:

„Die ersten Sterblichen bleiben stets Diejenigen, welche aus einem Blatt Papier, einer Leinwand, einem Marmorblock, einem Ton, Meisterstücke schaffen.“

Uns hemmte gewissermaßen die Gegenwart eines so eminenten Künstlers, dem schönen, aber excentrischen Ergusse geradezu manche Bedenken entgegenzusetzen, als Hildebrandt, welcher nichts Uebertriebenes — und galt es zehnmal ihm selber — gelten ließ, selbst sofort sagte:

„Alles recht nett und erbaulich gesagt, aber wo bleiben die großen Philantropen, die gewaltigen Reformatoren und Erfinder unserer Erdenwelt?! Ist der Künstler und Dichter vor Washington, Luther, dem Erfinder des Telegraphen, des Chloroforms u. s. w. zu nennen?“

„Schiller,“ bemerkte einer aus unserm Kreise, „dachte zwar ebenfalls wie der Verfasser des Cinq-Mars und wartete auf den glücklichen Tag, wo Jedermann im Staate ein Künstler sein würde“ . . .

„Das gäbe einen erbaulichen Musterstaat! Gott beschütze uns davor!“ —

Nicht leicht verging solch ein Abend, ohne daß ein humoristisches Gedicht gemeinschaftlich improvisirt wurde.

Zu Hildebrandts Talenten gehörte auch dasjenige: mit Leichtigkeit höchst komische Reime zu finden.

So kam an jenem Abend ein groteskes Sonett auf unsern Meister selber zu Stande, — tolles Zeug, wie es im Uebermuthe des Augenblicks entsteht, um sogleich wieder zu versprühen; einzelner Zeilen, welche Hildebrandts „besonderes Wohlgefallen" erregten, erinnere ich mich:

Roth, gelb und grün erglänzen Krokodile, —
Und angeglüht verschnaufet das Kameel;
Es frißt sein Butterbrod der Mohr am Nile.

Damals herrschte gerade die Manie der photographischen Visitenkarten. Auf allgemeines Verlangen hatte Hildebrandt einige seiner Miniaturportraits mitgebracht.

„Nun lassen Sie uns Portrait und Unterschrift spielen," forderte er auf, und die gegenseitigen Bildnisse wurden ausgetauscht. Das seinige war indessen nicht ganz befriedigend ausgefallen und machte einen viel zu brünetten Eindruck.

„Wie meistens bei Personen mit blondem Haar," erklärte er, „solch ein friedliches Strohdach gleicht auf der Photographie immer dunkelem Rabenfederhaar, wie alle gelben Stoffe schwarz erscheinen. Uebrigens hatte ich von jeher kein besonderes Glück mit den Portraits von Eduard Hildebrandt" . . .

„Ich kenne ein sehr gutes Portrait," meldete ich ihm.

„Sollte ich irgendwie im Kladderadatsch abgebildet gewesen sein?"

„Ich meine ein Aquarell Ihrer eigenen Hand, dreiviertel lebensgroß, in ovalem Format, von Ihnen selber dem Banquier M. geschenkt" . . .

„Der eigene Pinsel ist willig" . . .

„Frau M.", fiel Jemand ein, „ist die einzige von Hildebrandt in Oel portraitirte Dame." —

Während des folgenden Jahres traf ich mit dem berühmten Freunde fast ausschließlich im Hause meiner Eltern zusammen. Von größeren Gesellschaften hielt er sich bereits fern. „Mir ist am wohlsten unter guten Bekannten am häuslichen Theetisch," wiederholte er oft.

Im Winter 1862 überfiel ihn, der dem Anschein nach von blühender Gesundheit, ein Nervenleiden, was bedenklich zu werden drohte und ihn fast gänzlich von den gewohnten Freundeskreisen abschnitt. Im Frühling begab er sich zeitig nach der Insel Jersey, neue Lebenskraft einzuathmen. Vollkommen gestärkt kehrte er nach Deutschland zurück und trat alsdann im September seine großartige Reise um die Erde an.

Zur selben Zeit befand ich mich in Antwerpen und hatte die Freude, daselbst im ausgezeichneten Coloristen

van Lerius*) einen aufrichtigen Verehrer unseres Hildebrandt kennen zu lernen.

„Er malt effectvoll,“ sagte der intelligente junge Professor der Maler-Akademie, — „ihm Effecthascherei vorzuwerfen, ist die größte Ungerechtigkeit! Hildebrandt bewies bei Zeiten, daß er Auswüchse mit richtigem Tact zu vermeiden verstand. Seine Stimmungslandschaften sind wahrlich keine coloristischen Uebertreibungen“ . . .

„In Deutschland,“ fuhr er fort, indem wir vor dem Standbilde des Rubens stille standen, „galt es zu lange für ein Verbrechen: auf den Effect zu malen, — der Tadel ging von den frostigen Nazarenern aus. Letztere sind gewiß außerordentlich stylvoll und großartig in der Zeichnung und Composition, — es käme mir wie eine Lästerung vor, respectwidrig von ihnen zu reden! — aber für die Farbe gebricht ihnen das Talent in unglaublicher Weise!“

Der joviale Niederländer konnte sich nicht erwehren, die Lebensweise, welche die fromme Sippschaft einst in Italien geführt, ein wenig zu bespötteln: „Da saßen sie in Siena, Assisi, Foligno und in all den verwitterten

---

*) Van Lerius' reizendes Bild „Aschenputtel und die Stiefschwestern“ entzückte im Herbst 1859 die Besucher der Dresdener Gemäldeausstellung.

Provinzialstädtchen, scheitelten sich das Haar à la Jesus, erklärten den Schnurrbart als nicht gefällig vor dem Herrn und nährten sich von selbstgekochten Gemüsen, um mager zu werden wie Cimabue's und Giotto's Heilige! Cornelius malte für den Consul Bartholdy in Rom die sieben mageren Jahre" . . .

„Das dürre Nazarenerthum florirte gerade, als Hildebrandt in seinen Jünglingsjahren zum ersten Male nach Berlin kam."

„Ermuthigt haben die Kunst-Notabilitäten ihn sicher nicht, da sie wider seine Richtung entschieden verschworen. Die Kühle, womit jene Altmeister der religiösen Malerei uns Coloristen begegnen, war und blieb über allen Ausdruck. Nicht allein, daß Cornelius seinen weltberühmten Schüler Kaulbach „abtrünnig" nannte, weil er sich vom aschgrauen Colorit befreite, gegen sämmtliche Anhänger der pittura calda (warmen Malerei) hatte er einen unbesiegbaren Widerwillen. Auch mir begegnete er seltsam; nachdem ich ihm meine Empfehlungsbriefe in einer Audienz überreicht hatte, begann er sofort über ganz Flandern abzusprechen. Dennoch wagte ich mich schüchtern mit der Frage „Und Rubens?" hervor. „„Der ist so groß, von dem spricht man nicht,"" lautete Cornelius' Antwort. —

Eigenthümlicher Cultus, der Schweigecultus! Aber freilich, welcher Cultus wäre nicht eigenthümlich!!" —

In Brüssel hatte ich bald darauf Gelegenheit, den seltsamsten aller Maler, Anton Wiertz, und dessen noch seltsamere Werke kennen zu lernen. Nach Berlin zurückgekehrt, gab ich einem Kunstfreunde eine Kritik der Wiertz'schen Gemälde zu lesen; derselbe Aufsatz kam in Schirmers Hände. Eines Tages begegnete mir der Meister der Villa Pamfili auf dem Leipziger Platze und rief mir entgegen: „Ich habe vom „Rubens der Gegenwart" gelesen! Alle Tausend! muß das wunderbar aussehen im Kopfe dieses Maler-Philosophen, dessen Ehrgeiz darauf hinausläuft, kein Bild zu verkaufen und jede Anforderung des Publikums zu verachten! — So entgegengesetzt mir selber alles Wilde, Ungezügelte, so beglückt dennoch der Gedanke an solch kühnes, unabhängiges Schaffen! — Erzählen Sie noch mehr von ihm!"

Wie prächtig verstand Schirmer zuzuhören! welch einen Anklang fand Alles bei ihm! seine beistimmenden Mienen waren eine fortwährende Aufmunterung für den Erzähler; mit dem feinsten Verständniß ging er auf die schwungvollen Phantasieen des Niederländers ein; wo andere Künstler und Kritiker geschmählt und gespottet hatten, wiegte er nur zweifelnd den Kopf.

„Besonders gern,“ wünschte er, „sähe ich den Luzifer im Wiertz=Museum! Der muß wahrhaft hinreißend sein! — Ach ja, ’s ist ’ne schöne Sache um das Reisen . . . aber, greife ich noch einmal zum Wanderstabe vor meinem Tode, so geht es doch wohl ein drittes Mal nach Italien! Man wird der ewigen Roma niemals satt, — unter dem duftenden Orangenlaube ist’s gar zu herrlich!“

IX.

Hildebrandts Weltumschiffung dauerte ein Jahr und neun Monate; heiter und befriedigt traf er in Berlin wieder ein. Kurz darauf wurde er von seiner Vaterstadt Danzig jubelnd empfangen. Doch nicht etwa um daselbst der Löwe des Tage zu sein, begrüßte er die Heimath, — einzig seiner heißgeliebten Mutter wegen, welcher sein eiserner Fleiß seit dem Jahre 1842 eine sorgenfreie Existenz geschaffen hatte. Er selbst war immer mäßig in seinen Ansprüchen ans tägliche Leben geblieben; zuerst gedachte er seiner Familie, dann erst sorgte er für sich. Durch und durch war er uneigennützig und großmüthig. Die Vorsehung ersparte der guten Mutter den trostlosen Jammer, ihren hochberühmten, kindlich hingebenden Sohn zu überleben; wir wissen, daß sie im Januar 1866 von dieser Erde schied, aufopfernd gepflegt von Eduard und dessen Geschwistern. —

Größere Reisen hatten auch mich indessen von Berlin ziemlich viel entfernt; manche Beziehung war dadurch ins Stocken gerathen, manch lieber Umgang unterbrochen worden, aber das Schöne an wahrer Freundschaft ist ja, daß sie unverwüstlich unter allen Verhältnissen

Im Herbst 1864 sah ich Hildebrandt wieder, und gleich war die geraume Zeit, welche zwischen unserer letzten Begegnung lag, vergessen.

Die Gemälde=Ausstellung im Akademie=Gebäude brachte kein Werk seiner Hand, aber eine Schaustellung seiner 300 Aquarelle (der glänzenden Ausbeute seiner Reise stand für die Wintersaison in Aussicht.

Dagegen verkündete mir M. Unger, der geistvolle Kunsthändler und Schriftsteller, einen Schirmer, wie ich schöner keinen gesehen hätte.

In Ungers Begleitung ging ich nach der Akademie. Der Katalog bezeichnete Schirmers Gemälde als einen „Morgen am Golfe von Neapel.“

Viele der freundlichen Leser erinnern sich ohne Zweifel dieses zaubervollen Bildes, welches im ersten Saale seinen Platz so siegreich behauptete:

Aus der dunkelen Einrahmung einer Felsengrotte schweift der Blick weit hinaus über das silberhell schimmernde Meer und den wolkenlosen, glanzreichen Horizont, —

im Vordergrunde eine Gruppe Fischer. Die zarten Lufttöne dieses „in südlichem Reize prangenden" Bildes verschmelzen das intensivste Weiß und die feinsten, kaum zu definirenden Perlmutternüancen, welche der feuchten Atmosphäre eigenthümlich, mit jenem grüngoldenen Dufte, den außer Schirmer kein Maler so glücklich in Anwendung brachte.

Die Wirkung des Bildes auf das Publikum war eine außerordentliche. Einzelne Stimmen sagten: „Das ist die rückstrahlende, wonnige Bucht unter dem Hauch des Lenzes, von welcher Platen singt."

„Wie jünglingsfrisch ist das Bild empfunden," sprach Unger, „aus seinen Farben weht uns himmlischer Frühlingsjubel an . . . Auf dem Wasser ist die Empaste vielleicht ein wenig zu reliefartig aufgetragen, — aber fort mit Widersprüchen und Mäkeleien! Schirmer ist ein Talent von Gottes Gnaden." *)

Ein Jahr später hatte Schirmer das Land seiner Sehnsucht, „wo die Citronen blüh'n," richtig ein drittes Mal aufgesucht. Bevor er Berlin verlassen, fertigte sein Schwiegersohn, der treffliche, rastlos fleißige Bildhauer

*) Unger, der Verfasser des „Wesens der Malerei", gehört zu den ungewöhnlichen, edlen Menschen, welche Berlin in den letzten Jahren verlor.

Franz, einen Sanct Hubertus im Auftrage des Grafen Henckel von Donnersmarck und bat Schirmer, ihm einmal Modell zu stehen. Daher entlieh der Schutzpatron der Jäger (ausgestellt 1866) für sein Antlitz die gradlinigen, sympathischen Züge, welche sich jedes Herz gewannen; selbst in der Schlankheit und Zartheit der Gestalt hielt sich der Bildner treu an das Original.

Schirmers Aufenthalt in Rom wurde leider durch Krankheit getrübt; dazu hatte ihn der unvermuthete Verlust einer verehrten und geliebten Verwandten tiefschmerzlich getroffen, so daß ein Rückfall seines Uebels eintrat. Heimweh nach der märkischen Vaterstadt, nach allen seinen Lieben im Norden gönnte ihm keine Ruhe mehr. Treue Pflege und ärztlicher Beistand setzten ihn alsbald in den Stand, gen Deutschland zu ziehen. Aber ach, Anfang des Rosenmonats — dessen hundertblättrige, purpurne Blüthen er so liebte — war Alles vorüber; nur den blauen Genfer See hatte er erreichen, doch seiner nicht mehr froh werden können.

Von Schirmer kann geradezu gesagt werden, daß nicht einmal der Tod, dieser „mächtige Vermittler", Reclame für ihn machte.

Im preußischen Vaterlande waren die Pforten des Janustempels weit geöffnet. Alles stand unter Waffen,

als unser theurer Meister in der Heimath Calame's verschied.

Am 3. Juli wurde der glänzende Sieg bei Königgrätz erfochten; im selben Monat traf Schirmers irdische Hülle in Berlin ein und ward auf dem Kirchhofe vor dem Potsdamer Thore bestattet . . . Wer dachte noch an den Einen, nachdem Tausende gefallen? seine Lorbeern, auf dem Gebiete der Kunst geerndtet, waren vergessen. Von keiner Todtenfeier war die Rede, von keiner Gesammt-Ausstellung seiner Werke; ruhig blieben dieselben an ihren Plätzen in Schlössern und Privatwohnungen, und die Kriegstrompete übertönte sogleich die Klage seiner Hinterbliebenen und seiner Verehrer. Vollends im Rausche der Einzugsfeierlichkeiten verklang mehr und mehr der liebe Name: Wilhelm Schirmer.

Wahren Kunstfreunden aber ist er unverloren; sie werden seine Werke suchen, so lange der Glaube an Schönes und Hohes besteht. Zukünftige Zeiten werden stets auf den Berliner Claude Lorrain hinweisen und von ihm melden: er war durch und durch das Ideal eines Künstlers.

X.

In den Winter 1865, bevor ich nach Florenz übersiedelte, trifft meine letzte Begegnung mit Hildebrandt. Der gastlichen Häuslichkeit Julius Rodenbergs widmete er con amore einen Abend, welcher bis in die späte Nacht ausgedehnt wurde. Anwesend waren wenige Freundinnen und Freunde des Hauses; der bekannte Claviervirtuos Ehrlich; ein Franzose, Eigenthümer des petit journal u. A.

„Solch ein Abend ist mir eine Wohlthat," sagte Hildebrandt, „mit Bällen und Festen hab' ich für dieses Leben abgeschlossen. Es ist mir ein Bedürfniß; Menschen zu sehen, aber nicht fünfzig auf einmal, — wenige Angenehme! Dazwischen bring' ich einen und den andern Abend in der Schubert'schen Künstlerkneipe zu oder höre Musik in Concerten und Theatern, voilà tout!"

Er arbeitete zu jener Zeit von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang. Mit größerem Feuereifer hatte er nie

gestrebt; nach der letzten Pilgerfahrt war seine Seele und Phantasie wie „aufgeflammt im Licht“ . . . Die Skizze zu dem blauen Meer unter dem Aequator, jenem Bilde, woran er sich im eigentlichen Sinne des Wortes zu Tode gemalt, war schon entstanden, all sein Sehnen der Verwirklichung jener schwierigen, vielmehr unmöglichen Aufgabe zugewendet.

Trotz der fortwährenden Anstrengungen war sein Gesicht jung und faltenlos geblieben; die Leichtigkeit der Bewegungen, ebenso die Schlagfertigkeit des Witzes bewährte sich an ihm wie vor acht Jahren.

Ich wußte, daß Hildebrandt ein Feind alles Abschiednehmens war und daher keines Falls zum Lebewohl-Sagen zu uns kommen würde; dergleichen vermied er consequent. Vor dem hellflackernden Kaminfeuer jedoch sprachen wir ausführlich die letztverflossenen Jahre bis zum April 1857 durch und erinnerten uns der Reihe nach jeder Begegnung ungetrübt heiteren Beisammenseins. In der That war es unmöglich, mit irgend Jemand fröhlicher zusammen zu sein, als mit dem guten, humoristischen Großmeister der „warmen Malerei“ (pittura calda); kein Schatten ging jemals über seine angenehme Physiognomie, sobald es galt, unter lieben Bekannten zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen. „Die Heiterkeit ist die Höflichkeit des Herzens,“

war auch die Ueberzeugung seines rücksichtsvollen, zartfühlenden Herzens.

Er gratulirte einer anwesenden Dame zu ihrer Verlobung. „Für mich ist's nun zu spät geworden, in den heiligen Ehestand zu treten“ —

„Sie haben,“ entgegnete die Dame, „von Ruysdael, Claude Lorrain und Salvator Rosa nicht allein das Genie, sondern auch die Ehescheu geerbt; um sich der Kunst mit allen Kräften zu widmen, liefen Sie an Hymens Tempel vorüber.“

„Und doch ist mein Ideal,“ versetzte Hildebrandt, „eine Häuslichkeit, wo Eintracht und Friede waltet. So oft sich's thun ließ, brachte ich auf meinen Bildern ein Stückchen Familienglück als Staffage an: irgend ein Mütterlein mit ihren Kleinen. Aber ich gehörte nicht mir selber; ich fürchtete, eine Heirath könne mich von den Pflichten gegen meine Mutter und meine Geschwister, schließlich auch gegen die Kunst abziehen.“

„Sokrates hat ein ewiges Wort gesagt: „„Heirathe oder heirathe nicht, du wirst beides bereuen.““

Wir sagten ihm: „Professor, Sie können mit Ihrem Loose zufrieden sein und Gott dafür danken.“

„Das thue ich auch! nicht in der Kirche, — allent-

halben. Ich bemühe mich, ein Christ zu sein, indem ich Niemandem Böses zufüge."

Er that mehr, als negativ Christenpflichten zu üben; er half in positiver Weise (aber ganz im Stillen) unzähligen Bedrängten und war in seiner Handlungsweise immer das Gegentheil eines Egoisten.

Während des Soupers schienen neckische Kobolde ihn unsichtbar zu umflattern. Dabei war er, wie stets, im Trinken sehr mäßig, wie er auch immer ganz einfach zu speisen pflegte. Bei ihm ging menschlich richtige Vernunft mit der höchsten Freiheit der Anschauungen zusammen.

Wir tranken auf ein fröhliches Wiedersehen. „Ich komme immer von Zeit zu Zeit nach Italien," verkündete Hildebrandt zuversichtlich, „in Rom ist das Grab meines Bruders Fritz."

Wir stießen hell mit den Gläsern zusammen, und diese zerbrachen nicht in unsern Händen, und keine Ahnung sagte uns „memento mori".

„Von Florenz werde ich vermuthlich bald nach Palermo gehen," theilte ich ihm mit, „dort auf dem Monte Pellegrino, zu dessen Füßen das Meer so blau funkelt wie die Wellen Ihrer Madeirabilder, dort habe ich vor zwei Jahren auf Ihr Wohl getrunken und den Rest feurigen Syracusers

in die Fluth hinabgegossen, — es soll wiedergeschehen, sobald ich dort oben Hildebrandt'sche Lichteffecte studire."

„Vor Ihrer Abreise werden Sie noch im Kunstverein zwei Bilder von mir sehen: einen Elephanten und ein Ganges-Bild."

„Von Letzterem sagte mir bereits unser poetischer Rodenberg, es wäre wie eine märchenhafte, indische Vision!" — —

* * *

Wie ich es gelobt, bestieg ich ein zweites Mal den majestätischen Pilgerberg bei Palermo und leerte einen Becher mit herzlichen Wünschen für das Wohlergehen unseres deutschen Farbenzauberers. Auch lauteten die Nachrichten über ihn noch lange Zeit erfreulich. Die meisten Heimathbriefe handelten von dem „blauen Zauber", dem verhängnißvollen, ach, dem letzten Bilde des Meisters; *) im Herbste 1868 erschien es endlich auf der Berliner Gemäldeausstellung. Diese war noch nicht geschlossen, als mir die erschütternde Nachricht von Hildebrandts plötzlichem Tode zuging.

---

*) Nach Hildebrandts Tode für das neue Museum zu Danzig erworben.

Im beifolgenden Nekrolog las ich: „Childe Harolds Lied „„roll' hin, tiefblauer Ocean, roll' hin,““ ward auch ihm zum Schwanengesang.“ — Also Beide dahin! so Schirmer als Hildebrandt! Wie bald war der Jüngere dem Aelteren nachgefolgt! — — —

Sämmtliche hier anwesende Deutsche, selbst Diejenigen, welche den Maler des Kosmos nicht persönlich gekannt, machten ihrer Bestürzung in lauten Klagen Luft; Einer riß dem Andern die Zeitungen aus der Hand, um Näheres über die letzten Tage des Heißbeweinten zu erfahren. —

Bildet der Unvergeßliche noch heute oftmals den Inhalt des Gesprächs aller Deutschen am Arno, so füllte er es damals vollständig aus. Unter den vielen Betrachtungen und Meinungen, welche die Erinnerung an solch eine Kunst-Autorität hervorrief, kam es unter Anderem zur Frage: „War Hildebrandt nur ein Naturtalent? oder ist's wörtlich zu nehmen, was metaphysische Forscher, trunken von Schmerz und Bewunderung ausriefen: „„Hildebrandt suchte wie Humboldt nach dem großen Pan, der Seele der Natur. Das Pan der Hellenen, die Substanz Spinoza's, für Hildebrandt war es das Licht!?““ . . .

Einstimmig antworteten Diejenigen, mit denen er befreundet gewesen: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß

ein Mensch, welcher so Geniales, Hervorragendes schuf, eine reiche, außerordentliche Innerlichkeit besaß.“ —

Gewiß, unser Vaterland verlor in ihm den vielseitigsten Künstler, den bravsten Bürger, seine Freunde den treusten Seelenbruder.

Dreimal unvergeßlicher Meister! Dreifach bist Du bekränzt: mit dem südlichen Lorbeer, der nordischen Eiche und der weißen Rose, von Freundeshand Dir gepflücket!

XI

Zum Angedenken errichtete der Besitzer des Hauses 6^a am Kupfergraben über dem Eingange eine marmorne Gedenktafel, welche Hildebrandts Wohnstätte kundgiebt. —

Die Tagesblätter vom 26. October 1869 meldeten: Das Grab Eduard Hildebrandts zu Stettin ist mit frischen Lorbeer- und Blumenkränzen geschmückt, welche gestern, am Jahrestage seines Todes, von Verwandten und Verehrern dort niedergelegt sind. Die Ruhestätte auf dem Kirchhofe vor dem Königsthor ist von einem Gitter umschlossen, welches noch einige bis jetzt leere Plätze umfaßt. Die Gebeine deckt eine große Platte von weißem Marmor mit der einfachen Inschrift: „Hier ruhet Eduard Hildebrandt, geboren zu Danzig am 9. September 1817, gestorben zu Berlin am 25. October 1868. Auf Wiedersehen.“

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

